Wie man Bürgermeister wird.

Humoristische Dorfgeschichte

von

Dr. J. Renier Snieders.

Aus dem Vlämischen

von

Edmund Flinke.

Autorisirte Uebersetzung.

Mit vier Stahlstichen.

Regensburg.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.
1874.

Erstes Capitel.

Bernhard Klipper und Louise Leroux.

Das Dorf, in dem unsere Geschichte spielt, wird von keinem einzigen im ganzen Kempenerlande hinsichtlich seiner malerischen Lage übertroffen. Die Einwohner sind stolz auf ihre prächtige Kirche und den hohen Thurm, dessen goldener Wetterhahn von seinem reich verzierten, mächtigen Kreuze weit über die dunklen Waldungen und die fruchtbaren Ackerfelder, welche das Dorf umringen, hinwegschaut. Sie rühmen unter den vielen, in der That netten Gebäuden vorab die Pastorat mit ihren stattlichen Räumen und die neue Schule, welche nach dem allerneuesten Geschmack aufgeführt ist. Dem Fremdling, welcher sich näher nach den Eigenthümlichkeiten des Dorfes erkundigt, vergißt man niemals zu sagen, daß es einen Gesangverein besitzt, dessen sich manche Stadt nicht zu schämen brauche, so sehr habe sich derselbe seit seinem kurzen Bestehen vervollkommnet.

Mit inniger Genugthuung berichtet man, daß daselbst ein von jungen Leuten, Lehrern und Hülfs-

lehrern errichteter Leseverein bestehe, daß man Schänkwirthschaften mit Billards und Gasthäuser mit allem nur wünschenswerthen Comfort antreffe. Man behauptet, das Dorf sei der Geburtsort eines sehr gelehrten Mannes, der das Land Kempen durch seine theologischen Schriften verherrlicht habe. Daß dieser Schriftsteller in unserm Dorfe das Licht des Lebens zuerst erblickt habe, kann ich zwar nicht versichern; doch ich weiß gewiß, daß dort vor Jahren ein Mann lebte, der es wohl verdient, daß sein Gedächtniß nicht verloren gehe. Dieser Mann hieß Bernhard Klipper.

Sein Vater, Bonifacius Klipper, war ein sehr kleines Männchen gewesen, mit schwarzen Augen, schwarzem Bart und einem dicken Kopfe voll Eitelkeit und Eigenliebe, aber ohne viel Verstand. Er trieb das Anstreicherhandwerk. Sein ganzes Leben hindurch jedoch blieb er ein Pfuscher, weil er zu viel Eigendünkel besaß, als daß er sich die weitere Ausbildung in seinem Fache hätte angelegen sein lassen.

Bernhard, der Held unserer Geschichte, in der Abkürzung Nardus genannt, war sowohl innerlich als äußerlich accurat das Ebenbild seines Vaters. Die alten Leute des Dorfes behaupteten, daß man ihn von dem seligen Bonifacius unmöglich würde unterscheiden können, wenn ihm die gegenwärtige Mode nicht einen spitzen Schnurrbart über der Oberlippe gegeben und seinen Nacken mit langen, schwarzen Locken verziert hätte.

Nachdem Nardus einige Jahre als Hülfslehrer in der Dorfschule gewirkt hatte, schickte ihn der alte

S. 4.



C. Diefenbach pinx. Ausführ. Stich u. Druck d. G. J. Manz' Kunst-Verlag.

Snieders, Bürgermeister.

Verlagseigenthum von G. J. Manz in Regensburg.



Lehrer davon, weil er durchaus kein Geschick im Unterrichtsfache zeigte. Nardus kehrte zu dem Handwerk seines Vaters zurück, welches er schon früher betrieben hatte. Außer dem Eigensinn und Dünkel, dem Reibstein, den Pinseln und Farbetöpfen hatte Nardus Klipper von seinem Vater Nichts geerbt, als ein kleines Haus, welches schon zu seinem ganzen Werthe belastet war.

Daher mußte der fünfundzwanzigjährige junge Mann sauer um sein tägliches Brod ringen, und er durfte keine Gelegenheit vorbei gehen lassen, einen Stüber zu verdienen, obgleich er bloß für seine persönlichen Bedürfnisse zu sorgen hatte. Das mußte man sagen, der junge Klipper that hierin seine volle Schuldigkeit; er arbeitete fleißig vom Morgen bis zum Abend und malte des Nachts Schornsteinornamente und Aushängeschilder, eine Kunst, in der er seines Gleichen nicht zu finden behauptete. Seine Kunst und sein Fleiß hatten ihm nach Verlauf eines Jahres eine kleine Summe eingebracht, deren größte Hälfte er zu einem eleganten Anzug verwandte; für den Ueberschuß kaufte er sich einen zierlichen Spazierstock mit einem Elfenbeinknopfe, Pomade für sein Lockenhaar, Wichse für seinen Schnurrbart, Cigarrenspitzen, Etuis, Ringe, Tuchnadeln und dergleichen nutzlose Sachen mehr.

Kein Wunder, daß der mit Farben und Leinöl beschmutzte Anstreicher des Sonntags wie ein Baron aussah. Zweiundfünfzig Mal im Jahre und an allen den Tagen, wo Nardus seinen Festschmuck trug, wies man mit Fingern auf den eingebildeten „Decorations-

maler", der seinen armseligen Kopf höher trug, als mancher echte Künstler.

Rechts neben Klipper wohnte eine Person, welche das allgemeine Urtheil über den jungen Mann nicht theilte, sondern vortheilhaftere Anschauungen von ihm zu haben schien; diese Person gab zuweilen in der Nachbarschaft zu verstehen, daß er mehr Verstand besitze, als man glaube, daß er Anlagen zu einem guten Maler in sich berge, daß seine Haltung und Kleidung untadelhaft sei. Die Person, welche den Anstreicher so günstig beurtheilte, war Louise Leroux, eine zweiundvierzigjährige Jungfrau, die in ihren altmodischen Locken bereits feine silberne Streifen trug. Louise hatte zwei kleine, brennende Augen, eine übergroße Falkennase und den Teint einer Malayin. Sie war mager, aber von starkem Knochenbau und beinahe sechs Fuß hoch. Mit andern Glücksgütern schien sie jedoch nicht schlecht gesegnet zu sein; sie lebte von ihrer Rente, die sich, wie man sagte, auf dreihundert Gulden belief, und bewohnte ein eigenes Haus. Im Dorfe behauptete man, daß sie prächtiges Silbergeräth und kostbare Kleinodien besitze, welche ihr Vater, ein französischer Emigrant, seiner einzigen Tochter hinterlassen habe.

Daß Louise Leroux ein so günstiges Urtheil über den Anstreicher gefällt hatte, war bald in der ganzen Nachbarschaft bekannt und kam auch zu den Ohren Klipper's.

„Sollte das wirklich wahr sein?" hatte Nardus

zu sich selbst gesagt, und als er die ihm überbrachten Worte erwogen, gedeutet und zehnmal wiederholt hatte, setzte er hinzu: „Das könnte was geben!“

Am Sonntage darauf bestrich er seine Haare mit der allerfeinsten Pomade, drehte, wichste und richtete seinen Schnurrbart so sorgsam, daß er wie spitze Dornen in die Welt hinausstarrte, zwang Kopf, Arme und Beine mehr als je zu einer feinen Haltung und trat, um sich noch mehr Ansehen zu verschaffen, als Mitglied in den Leseverein, der bereits sehr im Respect stand.

Da wir ein geschworener Feind von langen Umwegen sind, so wollen wir kurz heraus sagen, was geschah; der scharfsinnige Leser hat es vielleicht schon gerathen. Als die warme Frühlingssonne die gelbe Mondkrautblume begrüßte, wurde Nardus Klipper mit Louise Leroux getraut.

Hatte der arme Anstreicher mit seiner Heirath einen bedeutenden Glückswurf gethan? Er meinte es, und in dem Dorfe war Groß und Klein derselben Meinung. Die Folge belehrte ihn jedoch, daß er sich grausam betrogen habe. Schon am zweiten Tage nach der Hochzeit erklärte die junge Hausfrau entschieden, daß ihr Mann, der keine Lust zu haben schien, den Pinsel wieder zu ergreifen, sich nun und nimmer einfallen lassen solle, seinem Handwerk Lebewohl zu sagen. Sie machte es ihm deutlich, daß ihr Vermögen zwar für eine einzige Person, aber nicht für einen Haushalt von zwei Personen ausreichend sei. Klipper, der gehofft

hatte, durch diese Heirath ein behäbiger Bürger, ein Rentner zu werden, wurde durch den ausdrücklichen Wunsch und den entschlossenen Ton seiner Frau nicht wenig vor den Kopf gestoßen und nahm mit Widerwillen Pinsel und Farbetopf zur Hand.

Bei jedem Strich mit seinem Handwerkszeuge wiederholte er, ärgerlich über den gethanen Schritt, daß der Reichthum beinahe immer von Anderen übertrieben werde, und daß die Sache stets ganz anders aussehe, wenn man sie beim Lichte betrachte. Als der „Stutenmonat" (Weißbrodmonat, Flitterwochen) verflossen war, entdeckte er an seiner Frau eine Eigenschaft, die ihm eben so abscheulich vorkam, als ihr mittelmäßiges Einkommen; daß sie höchst sparsam sei, hatte er schon lange gewußt, aber niemals hätte er sich zu denken getraut, daß der schmutzigste Geiz in ihr stecke.

Später, als er noch kaum ihren Charakter studirt hatte, fand er, daß noch ein anderer Teufel in ihr Herz zu dringen sich bemühe, dem es auch oft genug gelang, sich desselben zu bemeistern: es war der Jähzorn.

Erst dachte Klipper, daß die Gemüthswallungen seiner Frau aus dem warmen französischen Blute entsprängen, welches ihr in den Adern strömte. Die Heißblütigkeit der Franzosen ist bekanntlich meist mit vieler Großmuth gepaart; doch wie sehr er sich auch anstrengte, diese Nationaltugend der Franzosen an ihr zu entdecken, er fand keine Probe davon.

Klipper gewöhnte sich nach und nach daran, zog sich zurück, wenn Frau Louise mit ihren funkelnden Augen eine drohende Haltung annahm, und sah sich genöthigt, schließlich bei jeder Gelegenheit klein beizugeben.

Einst ging Frau Klipper zur Stadt, um, wie sie sagte, bei einem Bankier die verfallenen Coupons ihrer kleinen Staatsrenten in klingende Münze umzusetzen.

Nardus hatte für diesen Tag die Erlaubniß erhalten, von der Arbeit wegzubleiben und das Haus zu hüten.

Klipper, der im Beisein seiner Frau Nichts außer seinem Handwerksgeschirr anrühren durfte, war nicht wenig erfreut, für einen Tag von ihrer Aufsicht befreit zu sein. Er lief von dem Schranke in den Keller, prüfte abwechselnd den Inhalt der Branntweinflasche und des kleinen Bierfäßchens, aus dem niemals als nur bei außergewöhnlichen Gelegenheiten getrunken wurde, und es dauerte nicht lange, so stand sein dicker, schwarzer Kopf heiß und wackelnd auf den Schultern. Sein Auge fiel auf den Koffer in der Kammer, worin Louise ihre Ersparnisse verschlossen hielt. Niemals war es ihm geglückt, im Vorbeieilen einen Blick hinein zu werfen und zu sehen, wie es da drinnen bestellt sei.

„Warum dürfte ich nicht wissen, wie es mit unserer Casse aussieht?“ sagte Bernhard zu sich selbst; „gilt denn meine Person hier für Nichts? Seit wann sind die Männer nicht mehr Herr im Hause?“

Klipper stand schon mit einem kleinen eisernen Haken, der ihm zufällig in die Hände gerathen war, vor dem Koffer und purrte am Schlosse herum. Zehn Minuten lang drehte und arbeitete er mit seinem Haken, bis endlich der Koffer aufsprang.

Der Anstreicher stieß einen unterdrückten Schrei aus, schloß schnell die Vorder- und Hinterthür, rückte die Fenstergardinen zusammen und eilte lachend, jubelnd und zitternd nach dem Koffer zurück.

Was hatte er dort gesehen, das ihn so sehr aufregen konnte? In einem Eckchen fand er silberne Tafelgeräthe von großem Werthe und in einer kleinen Lade eine Dose mit goldenen Zierrathen und Diamanten, so mannigfach und so glanzvoll funkelnd, daß der dunkle Kasten davon hell erleuchtet schien. Klipper setzte seine Untersuchung fort und fand Beutel voll goldener und silberner Münzen und eine Blechschachtel, welche eine Menge Papiere enthielt, worin er werthvolle Staatsrenten erkannte, wie sie ihm vor einiger Zeit von einem seiner Freunde gezeigt worden waren. Nachdem er all die Herrlichkeiten besehen, die Geldsäcke geöffnet und in der Hand gewogen und die Staatspapiere durchschnüffelt hatte, stand er eine lange Weile bewegungslos vor dem Koffer. Er starrte mit unverwandtem Blicke in die dunkle Ecke, wo die Kostbarkeiten lagen und ihm verführerisch entgegen glänzten. Darnach legte er die krampfhaft in einander geschlossenen Hände auf die Schachtel mit den Rentenbriefen und

sagte mit einem Lachen, welches aus dem Munde eines Wahnsinnigen zu kommen schien:

„Reich bin ich — unermeßlich reich!"

Langsam wich seine Verzückung; sein durch den Trunk verwirrter Geist wurde wieder heller. Klipper suchte sich ein Stückchen Kreide; er schätzte die Kleinodien und die silbernen Tafelgeräthe nach ihrem ungefähren Geldwerthe, und nachdem er Alles summirt hatte, fand er, daß sich das Vermögen seiner Frau auf mindestens sechszigtausend Gulden belaufen müsse.

„Sechszigtausend Gulden!" wiederholte der Anstreicher, indem er den Koffer wieder verschloß und nach seiner Werkstätte lief, wo er die Farbentöpfe zerschlug und den Reibstein auf dem Flur zerschmetterte.

Frau Klipper hatte denselben Abend ihren Fuß noch nicht über die Schwelle gesetzt, als sie schon den stattgehabten Einbruch witterte.

Die Scene, welche sich darauf zwischen Mann und Frau ereignete, mögen wir nicht beschreiben. Wir wollen nur sagen, daß Alexis Overwyck, der Rentmeister des benachbarten Schlosses, der Klippers gegenüber wohnte, später behauptete, Zeuge von einem kleinen Scharmützel gewesen zu sein, worin Louise Leroux, mit einem eisernen Blasrohr bewaffnet, wie ein Tambourmajor um sich geschlagen habe.

Was auch an diesem kleinen häuslichen Drama Wahres sein mochte, sicher ist, daß der Anstreicher

drei Tage lang mit der Hand über seine Arme und seinen Rücken strich, als ob er durch diese beständigen Manipulationen ein unangenehmes Gefühl entfernen wolle. Fortwährend fragte er sich, wie es doch möglich sei, daß der fränkische Charakter von solch aufbrausender und streitsüchtiger Art sei.

Zweites Capitel.

Herr und Knecht.

Die so empfindlich gestörte Ruhe schien schneller in das Haus zurückkehren zu wollen, als man hätte glauben sollen. Als Louise erkannte, daß sie mit ihrer drohenden Haltung doch nicht Alles zwingen könne, nahm sie ihre Zuflucht zu den gewöhnlichen Waffen der Weiber, den Thränen. Schluchzend stand sie bei dem zerschmetterten Reibsteine und den Scherben der Farbtöpfe, welche in buntem Durcheinander am Boden lagen. Wie Wasserbäche liefen ihr die Thränen über die verschrumpften Wangen, während sie die Pinsel zusammen raffte, welche ihr Mann in seiner sinnlosen Leidenschaft zur Werkstätte hinaus geschleudert hatte. Sie bemühte sich, Klipper zu überzeugen, daß ihre Diamanten falsch, und die Tafelgeräthe nur aus berliner Silber verfertigt seien. Sie erklärte ihm, daß die Papiere, welche er für Staatsrenten halte, zur Zeit der Republik einen gewissen Werth gehabt hätten, jetzt aber noch ungefähr so viel werth seien wie Maculaturpapier. Sie sprach so sanft, so bittend, so

flehend und beschwor ihn unter erneuerten heißen Thränen und den süßesten Versprechungen, er möge doch um Gottes willen sein Handwerk nicht fahren lassen, er möge ihre Ehe doch nicht zu einer unglücklichen machen, er möge doch die Kinder, die der Himmel ihnen noch vielleicht schenken werde, nicht im Voraus unglücklich und zu Bettlern machen!

Klipper aber war unerbittlich; er antwortete auf alle die durchschlagenden Gründe, die seine Frau heranzog, es sei Schimpf und Schande, zu arbeiten und sich zu plagen wie ein Ackergaul, wenn man so großen Reichthum besitze.

Die Frau nahm wieder ihre Zuflucht zu gewaltsamen Mitteln. Sie schalt und drohte und machte mit der Zange und dem schweren eisernen Blasrohr einen so höllenmäßigen Lärm und so gefährliche Bewegungen, daß Klipper manchmal gezwungen war, nach der Seite auszuweichen. Doch was Louise auch anwandte, Nardus blieb halsstarrig bei seiner Ansicht, nämlich, daß ein Mann, der sechszigtausend Gulden im Vermögen habe, sich durch Ausübung eines Handwerks entehre. Wie dem auch sei, der häusliche Zwist ging zu Ende, und es wurde Friede geschlossen, doch unter der für Louise Leroux höchst demüthigenden Bedingung, daß das warme fränkische Blut vor der vlämischen Hartnäckigkeit des Anstreichers die Segel streichen mußte.

Es war noch kein volles Jahr seit dem Einbruch Bernhard's verflossen, als schon das Hauswesen einen andern Anstrich hatte. Man lebte wie wohl-

habende Leute auf einem anständigen Fuße; man ließ sich bedienen durch eine Magd, welche Louise bislang in ihrem Hause nicht geduldet hatte; man hatte sogar einen Knecht gemiethet, der außer in den gröberen Hausarbeiten seine Beschäftigung vornehmlich in dem Gemüsegarten fand. Im folgenden Sommer baute Klipper noch ein Stockwerk auf sein Haus und möblirte es mit so viel Geschmack aus, daß er den reichsten Bauer des Dorfes nicht mehr zu beneiden brauchte. Der einfältige Anstreicher wurde jetzt nicht anders als Mynheer Bernhard Klipper genannt, und seine Frau erhielt einen Titel, der dieses Namens würdig war.

Obschon Louise Leroux sich innig beglückt fühlte über den Rang, den sie jetzt bekleidete, und über die Aufmerksamkeiten, die man ihr erwies, so gab es doch Stunden, daß sie grimmig gegen ihren Mann losfuhr, der durch die vielen nutzlosen Ausgaben ihren eichenen Koffer noch rein auszuplündern drohte.

Beständig protestirte sie gegen die neue Lebensweise, die sie noch in's Verderben stürzen werde. Mit der Zeit jedoch gewöhnte sie sich an den neuen Stand der Dinge, was besonders dem jungen Söhnchen zuzuschreiben war, womit der Himmel sie beschenkte. Das Knäblein erhielt in der Taufe den Namen Constantin, zum Andenken an den Vater der Jufvrouw*) Klipper.

Seit dem Augenblicke, daß die Hausfrau sich mit

---

*) „Jufvrouw“ (Jungfrau, junge Frau) nennt man in den Niederlanden auch verheirathete junge Frauen.

der Erziehung des jungen Sprößlings beschäftigen mußte, gewann Mynheer Bernhard immer mehr freie Hand. Er besuchte häufig die Schänke und war bald der eifrigste Liebhaber des Billardspiels; er wohnte den Sitzungen des Lesevereins bei, dessen Vorsitzender er geworden war. Er kaufte wüste Haidegrundstücke und legte ausgedehnte Tannenpflanzungen an, wie es ihm von einer Culturgesellschaft, deren Mitglied er war, angerathen wurde.

Wurde ein Stück Land verkauft, so sah man Mynheer Klipper schon vor dem Verkaufstermine als Eigenthümer an, und er wurde es regelmäßig auch wirklich.

Sprach man von Glücksfällen und Reichwerden, so wurde der Name Klipper jedesmal mitgenannt. Man sprach weit und breit von dem glücklichen Anstreicher, der bald die angesehenste Persönlichkeit im ganzen Dorfe war.

Das Geld ist doch ein mächtig Ding. Früher hatte der Sohn des Bonifacius Klipper als ein großer Tölpel gegolten, über den sich Jedermann lustig machte; jetzt ließ man ihn als einen Mann passiren, dem es nicht an gesundem Urtheil mangelte, und der die schönsten Gedichte zu machen wußte, besonders über das Kinderleben. Wer hätte doch bei dem armen Handwerksmanne solche Begabungen vermuthet!

In früherer Zeit hatte man seinen Spott getrieben mit seinem langen Haar und dem spitzen Knebel, mit seinem kurzen, untersetzten Körperbau und

dem dicken Kopfe, mit seiner gezwungenen Haltung und dem seiltänzerischen Gang; und jetzt machte Jedermann die Entdeckung, daß er ein hübscher Kerl sei mit imponirendem Auftreten, wenn auch etwas klein von Gestalt.

Was Mynheer Bernhard that, war wohlgethan, was ihm angehörte, wurde gerühmt und gepriesen, und was aus seinem Munde kam, stand so fest wie das Evangelium. Man schmeichelte und schweifwedelte um den neuen Nabob herum und buhlte um seine Gunst; überall wurde er mit der ausgesuchtesten Achtung und Ehrfurcht behandelt.

Ehrsüchtig von Natur, wie wir bereits gesagt haben, und stets umringt von Menschen, die jede Gelegenheit benutzten, ihm zu schmeicheln, bildete sich Klipper in der That ein, ein außerordentlicher Mann zu sein, den das Schicksal zu großen Dingen bestimmt habe.

Von Jugend auf hatte der Anstreicher eine große Vorliebe für die Dichtkunst besessen. Die Dorfschule hatte sein weniger als mittelmäßiges Talent so weit entwickelt, daß er im reiferen Alter wirklich im Stande war, die Werke einiger süd- und nordniederländischer Dichter zu lesen und zum Theile sogar zu verstehen. Der Umgang mit den Mitgliedern des Lesevereins schien seine dichterische Begabung ganz wach zu rütteln. Im Anfange hatte man ihm versichert, daß er bedeutende Anlagen besitze, wovon seine Versuche den Beweis lieferten, und daß er einst den Dorflehrer in der

Schöpfung von Liedern und Hochzeitsgedichten noch übertreffen werde; — jetzt, da der arme Nardus zum reichen Klipper geworden war, fällte man das Urtheil, sein Talent habe sich verdoppelt, und verglich die Proben, welche er vorlas, mit den Werken der unsterblichen Meister.

Mynheer Bernhard blätterte ganze Tage und halbe Nächte in „Vader Cats“, in „Tollens“, in den Schriften von Theodor Ryswyk, Belgiens berühmtem Volkssänger, und lernte manches Stück durch hundertmaliges Hersagen auswendig. Mit Hülfe der Gedanken dieser Dichter, die er auf alle mögliche Weise zustutzte, verdrehte, herumwarf und mißhandelte, machte er Verse über Alles, was ihm in den Kopf kam. Er besang die Geburt seines Sohnes und ein halbes Jahr später mußte ihm sein treuer Helfer Bilderdyk, der größte Dichter der Niederlande, Beistand leisten, den ersten Zahn zu verherrlichen, wegen dessen der kleine Constant fast das Haus umschrie.

Constant war nach Aussage der Speichellecker das allerliebste Kind auf Gottes Erdboden. Vater und Mutter glaubten es und wiederholten täglich, andere Kinder seien, mit ihrem Söhnlein verglichen, unausstehlich plump und häßlich.

Es ist möglich, daß der kleine Klipper zu der Zeit, als sein Vater der Reihe nach alle seine Zähne besang, ein recht liebes Kind war; ich will nicht darüber urtheilen, denn ich habe das Kind vor seinem zehnten Jahre niemals gesehen. Aber so viel weiß

ich, daß er in diesem Alter ein dicker, schrecklich zusammengedrungener Junge mit krebsrothen Backen und flammenden Augen war. Ein größerer Starrkopf war nirgends zu finden; er balgte sich mit allen Gassenbuben und durfte Vater und Mutter ungestraft vor die Schienbeine treten.

Wenn er zur Strafe in den Keller eingesperrt wurde, so zog er den Krahnen aus dem Bierfasse und warf die Würste aus dem Pökelfasse in den Streusand. Die Katze, welche ruhig auf dem Brunnengehäuse ihr Schläfchen hielt, stieß er in den Brunnen hinab; er schlug in seiner wilden Laune, wo er nur konnte, den Nachbarn die unreifen und noch lieber die reifen Eierpflaumen und Pfirsiche von den Bäumen, setzte dem Hunde des Rentmeisters eine Knippe auf den Schwanz, rupfte dem Haushahn des Barbiers die schönsten Schwanzfedern aus und streckte die Zunge ellenlang aus dem Munde, wenn man ihn wegen seiner Unarten zu Rede stellte.

Das liebenswürdige Söhnchen war dem Vater eine lebendige Quelle, welche seine poetische Ader beständig im Fluß erhielt. Wuchs ihm wiederum ein neuer Zahn oder lag er an der einen oder anderen gewöhnlichen Kinderkrankheit darnieder, im Nu hatte der Vater die Feder in der Hand und beschrieb in unnachahmbaren Strophen, wie fein sauber das Zähnchen zum Vorschein kam und was der arme Junge von den Masern oder von dem Keuchhusten zu leiden hatte.

Der Leser wird leicht begreifen, daß der Dichter bald sein Lesepult mit einem endlosen Wuste von Versen belastet hatte, wenn er bedenkt, daß keine Woche vorbeiging, in der nicht die eine oder die andere Krankheit zur Kinderkammer eingezogen kam. Später verfaßte er Gelegenheitsgedichte, die der Kleine am Namensfeste des Vaters oder der Mutter, zu Neujahr ꝛc. unter dem Schluchzen und den Thränen der Nachbarn vortrug; er schrieb Verse über den Kreisel seines lieben Constant, Triolets und Sonette auf die Hampelmänner und Steckenpferde, die der kleine Taugenichts in Stücke schlug.

Eines Tages, als Mynheer Klipper diesen Berg von Gedichten übersah, sagte er zu Jemand, der neben ihm stand:

„Selm, ich habe vor, meine Gedichte unter dem Titel „Kinderleben“ herauszugeben.“

„Gewiß, Mynheer, gebt sie doch heraus,“ antwortete Selm mit liebenswürdiger Stimme.

„Meine Freunde finden sie schön, herzrührend.“

„Das sind sie auch, Mynheer!“

„Aber wenn da ein rücksichtsloser Recensent kommt und seine Fuchsnase hineinsteckt? — und das wird sicher geschehen!“

„Ja, das wird geschehen,“ antwortete Selm in bedenklichem Tone.

„Aber was sollte man denn besonders darüber sagen können?“ rief der Dichter, mit den Fingernägeln der rechten Hand auf die Papiere schlagend.

„Was will man darüber sagen können?“ wiederholte Selm mit derselben Handbewegung.

„Wollen also morgen zur Stadt und die Gedichte drucken lassen. Ich lasse einige Tausend Exemplare abziehen — einige Tausend ist nicht viel.“

„Gewiß ist das nicht viel,“ lachte Selm.

Wer war Selm, mit dem er sich über den Schritt berathschlagte, den er jetzt wagen wollte?

Anselm Sokker war ein Dorfjunge, der eine geraume Zeit als Garçon in einem der ersten Hôtels der Hauptstadt gedient hatte. Darauf hatte er zwei Jahre lang in einer Buchdruckerei gearbeitet und sich gleichzeitig an einem Vereine für Kunst und Wissenschaft betheiligt, der von einigen Druckergesellen errichtet worden war. Das Hauptziel desselben in seiner Beziehung zur Kunst bestand in der Vermehrung des für manche Geschäftstreibende so außerordentlich bequemen Papiergeldes. Zur Belohnung für seinen Eifer erhielt er darauf ein volles Jahr unentgeltlich vom Staate Kost und Logis. Erbost darüber, daß man ihm als dem Unerfahrensten der Gesellschaft eine so geringe Erkenntlichkeit bewiesen hatte, schüttelte er nach Verlauf des Jahres den Staub von den Füßen und ging grollend davon. Die Freuden und Leiden eines Gasthofbedienten und Typenreinigers war er auch satt, und so kehrte er in seinen Heimathsort zurück.

Nicht gar lange nach seiner Rückkehr war er bereits Mitglied des Lesevereins, und später trat er in den Dienst Mynheer Bernhard Klipper's, der bei den

gelehrten Sitzungen eine hohe Meinung von ihm bekommen hatte.

Es war auch wirklich ein Capitaljunge, der just den richtigen Charakter besaß, um mit seinem Herrn niemals in Conflict zu gerathen. Er hatte es sich zur Richtschnur gemacht, ihm allzeit und in Allem Recht zu geben. Was Mynheer Klipper guthieß, war dem Knechte stets aus der Seele gesprochen, was sein Gebieter nicht für gut befand, verdammte Selm sofort bis in den Abgrund der Hölle.

Wenn der Hausherr ein und dieselbe Sache binnen einigen Minuten lobte und tadelte, so sagte der Knecht pflichtschuldigst auch zweimal, Mynheer habe Recht.

Solch' ein Knecht ist für Leute wie Mynheer Klipper unbezahlbar und muß sich nothwendig das Vertrauen des Hauses erwerben.

Schon am folgenden Tage zog Selm mit einem großen Packet Gedichten unter dem Arme nach der Stadt und suchte sofort nach seiner Ankunft die Verlagshandlung auf. Wir wollen den Geschäftsträger des Dichters nicht in das Comptoir der Druckerei begleiten, sondern ihn des Abends bei seiner Zurückkunft erwarten.

„Guten Abend, Selm! bist Du wieder da?" rief ihm sein Herr entgegen.

„Guten Abend, Mynheer! ich bin wieder da," sagte Selm zurück, indem er einen Pack Papier auf den Tisch legte.

„Gut, Selm, was gibt's Neues? was sagte der Drucker?"

„Grade dasselbe, was Mynheer gesagt hat," antwortete der dienstfertige Knecht.

„Also er war auch der Ansicht, daß meine Gedichte hübsch seien?"

„So wie Mynheer sagt, sehr hübsch, erhebende Gedichte," war die hastige Antwort.

„Warum bringst Du sie denn zurück?" fragte Mynheer Klipper, voll Verwunderung nach seiner markigen Handschrift hinüber sehend.

„Wenn Mynheer es verlangt, will ich sie wieder nach der Stadt zurücktragen . . . . aber der Drucker forderte so unverschämt viel Geld!"

„Noch Geld bei all' meinen Gedichten?" rief Klipper; „er ist von Sinnen!"

„Das habe ich ihm auch gesagt, just so, wie Mynheer," antwortete Selm.

„Sie liefern doch bei meiner Seele Stoff für mindestens sechs Bände groß Octav!" rief der Dichter.

„Dazu hat sie der Drucker auch geschätzt; doch die Druckkosten allein, sagte er, würden schon sehr hoch laufen . . ."

„Hoch laufen?" unterbrach ihn sein Herr mit Erstaunen.

„Einige Tausend Exemplare auf dauerhaftem Papier, von dem ich hier eine Probe mitgebracht habe, würden auf ungefähr sechstausend Franken zu stehen kommen."

Mynheer Klipper sprang mit Entsetzen in die Höhe und wiederholte, indem er seine Augenbrauen emporzog und seine Stirn in Falten legte:

„Sechstausend Franken! wo will das hinaus?“

„Just, was ich ihm auch gesagt habe; ferner müßte er einen tüchtigen Zeichner und darauf einen Graveur suchen, so daß das ganze Werk in sechs Bänden groß Octav mit vierundzwanzig Holzschnitten die runde Summe von acht- bis neuntausend Franken . .“

„Halt's Maul, Selm!“ unterbrach ihn Klipper, „und vor Allem kein Wort zu meiner Frau!“

„Nein, beileibe kein Wort davon zu der Jufvrouw!“ sprach Selm mit einem bestimmten Kopfnicken.

„Meine Absicht war, ihm das Manuscript ohne Honorar abzustehen,“ fuhr der Dichter fort; „der Mann hat seinen Vortheil nicht eingesehen.“

„Ganz und gar nicht!“ rief der Knecht.

„Er wollte sich also nur mit dem Drucken befassen und mir dann das Werk in's Haus schicken?“

„Just, wie Mynheer sagt; ich höre, daß Mynheer vollkommen mit der Sache vertraut ist.“

Mynheer Klipper verbarg mit Mühe seinen Aerger über die mißglückte Herausgabe, und behauptete, der Buchdrucker sei ein Esel.

„Ja wohl, ein Esel!“ lachte der Knecht hämisch; „und doch sagte er beim Abschiede, daß der Dichter viel von sich zu hören bekommen werde, wenn er sein Werk herausgäbe.“

Mynheer Bernhard Klipper stand vor dem Spiegel

und machte vor innigem Vergnügen seinem Ebenbilde eine Verbeugung, als er das Lob vernahm, welches ihm der Drucker gespendet hatte.

„Doch mag ich meinen Plan nicht ganz aufgeben,“ begann er wieder: „was frag' ich nach einigen tausend Gulden? ich bin doch reich genug!“

„Mynheer ist doch reich genug!“ lautete das Echo des guten Selm, der dabei ein unnachahmbares Lachen ausstieß.

„Ich habe mich entschlossen, vorläufig den ersten Theil in Druck zu geben und die übrigen später folgen zu lassen.“

„Es ist doch merkwürdig, daß mir seit diesem Morgen derselbe Plan im Kopfe herumgeht, den Mynheer soeben äußert!“ rief Selm Sokker, sich vergnügt die Hände reibend.

„Und wenn ich denn auch zu der ersten Ausgabe eine kleine Summe einschießen muß, in Gottes Namen denn!“

„In Gottes Namen!“

„Alles wird doch nicht verloren sein, Selm,“ sprach Klipper in geheimnißvollem Tone: „bei der bevorstehenden Gemeindewahl will ich mal zeigen, wer ich bin . . . ja, Selm, ich führe einen großen Plan im Kopfe.“

„Einen großen Plan!“ wiederholte der Knecht in demselben Tone, in dem sein Herr gesprochen hatte.

„Selm, wenn der Sohn des Bonifacius Klipper einmal Rathsherr und Bürgermeister werden könnte!“ flüsterte Bernhard ihm in's Ohr.

„Mynheer ist ein gescheidter Mann!“ antwortete Selm, überrascht durch die Offenbarung der stolzen Pläne, welche sein Herr im Kopfe führte.

„Kehre morgen nach der Stadt zurück; es ist keine Zeit zu verlieren . . . doch kein Wort von der ganzen Sache zu der Jufvrouw!“ sagte Klipper, indem er unruhig durch das Schlüsselloch blickte.

„Ich werde dafür sorgen, daß Mynheer mit mir zufrieden ist,“ antwortete Selm und nahm mit einem freundlichen Lächeln Abschied von Mynheer Bernhard Klipper.

Drittes Capitel.

Wehrwölfe und Strauchdiebe.

Das Dorf, in dem unsere Geschichte spielt, war in zwei Parteien getheilt, die sich gegenseitig grimmig haßten und anfeindeten. Die erstere trug den Namen „Strauchdiebe", die andere nannte man „Wehrwölfe". Schon seit undenklichen Zeiten hatten die Bewohner der langgestreckten Häusergruppe, die sich längs der Haide hinzog, Strauchdiebe geheißen. Man vermuthet, daß sie diesen wenig schmeichelhaften Namen ihren Altvordern zu verdanken hätten, welche wegen ihrer Raubsucht bekannt waren.

In der zweiten Hälfte des Dorfes, welche getrennt von der anderen an einen Wald angelehnt lag, hatte man vor Zeiten einmal einen Wehrwolf herumstreichen sehen, wie die von Geschlecht zu Geschlecht überlieferte Sage erzählt.

Die zwei Benennungen, welche bisher noch niemals die Ursache von Zwist und Zwietracht gewesen waren, schienen jetzt auf einmal berufen zu sein, Gift und Galle in die Herzen der Bevölkerung zu säen.

Als man den neuen Steinweg vermaß, der durch das Dorf führen sollte, konnte man sich über die Richtung desselben nicht einigen. Dieser wollte der alten Linie folgen, Jener wollte schnurstracks auf den Kirchthurm zu, während ein Dritter wieder einen andern Plan vorschlug. Jeder wollte die neue Straße vor seiner Thüre haben. Jeder versicherte hoch und theuer, das Dorf sei auf ewig verloren, wenn sein Vorschlag verworfen werde.

Niemals hatte man in dem Dorfe so viel geraucht und getrunken und einander Scheltworte an den Kopf geschleudert, als in der Zeit, da die Geometer mit dem Vermessen des neuen Wegs beschäftigt waren.

Mehr als einmal hatte man es in den Schänken mit Faust und Stock beweisen wollen, daß diese Richtung angenommen oder auf ewige Zeiten verworfen werden müsse, und eines Abends kam es so weit, daß der Gensdarm mit dem blanken Infanteriesäbel in der Hand die Räumung der Schänke befahl, wo eben eine kräftige Prügelei stattfand.

Auf dem Rathhause ging es nicht minder arg zu. So oft sich der Gemeinderath versammelte, wurde die Debatte bald so heftig, daß sie in persönliche Schimpf- und Scheltreden und schließlich in eine erbauliche Schlägerei ausartete.

Einer der Rathsherren vorab vertheidigte seinen Plan mit einer außergewöhnlichen Hartnäckigkeit. Dieser Plan bestand, wie man sich sehr leicht denken kann, darin, daß der neue Weg unmittelbar vor seinem

Hause vorbei laufen sollte. Steven hatt wohl Recht, denn wenn der Weg nicht diese Richtung nahm, so war es mit seinem Kramladen und dem Betriebe seiner Graupenmühle vorbei.

Er fand jedoch unter seinen Collegen einen gewaltigen und gefährlichen Gegner in dem Schänkwirth Baas Quinten, der in dem Revier der Wehrwölfe wohnte, und ein eben so großes Interesse daran hatte, daß sein Haus und der Scheibenstand an der neuen Straße lag.

In einer Versammlung, welche gewiß die heftigste war, seit man über den neuen Weg berathschlagte, geschah es, daß Baas Quinten in der Hitze der Rede seinem Gegner, dem Krämer Stevens, den verächtlichen Beinamen „Strauchdiebe" zurief. Damit war die Losung zu einer anhaltenden Verwirrung gegeben. Ein schrecklicher Lärm und ein polterndes Durcheinander entstand. Aus dem unverständlichen Geschrei hörte man die Worte „Strauchdiebe" und „Wehrwölfe" wie Kanonenschüsse aus dem Gewehrfeuer erschallen.

Der Steinweg berührte am Ende weder das Haus des Krämers, noch das Wirthshaus und den Scheibenstand; aber trotzdem blieb die Zwietracht zwischen den „Wehrwölfen" und den „Strauchdieben" bestehen. Vornehmlich wenn die Gemeindewahlen herannahten, schien die alte Parteiwirthschaft mit erneuter Kraft wieder aufzuleben, und die eine Partei suchte der andern mit großer Hartnäckigkeit den Sieg streitig zu machen.

Niemals aber war die Leidenschaftlichkeit größer gewesen, als gegenwärtig.

Der alte Bürgermeister war nach einem Orte verzogen, von wo weder der Fürst des mächtigsten Reiches noch das geringste Oberhaupt des kleinsten Dörfleins zurückkehrt. Da keiner von den Rathsherren dazu geeignet schien, den seligen Bürgermeister in seinem Amte zu ersetzen, so mußte nach dem allgemeinen Wunsch und Willen eine förmliche Bürgermeisterwahl ausgeschrieben werden, d. i. es sollte in den Gemeinderath eine Persönlichkeit gezogen werden, welche zur Uebernahme des Bürgermeisteramtes befähigt war. Beide Parteien bereiteten sich mit dem möglichsten Eifer auf den wichtigen Act vor.

Bis jetzt hatten sich nur zwei Candidaten zu der Stelle gefunden; der eine war Bernhard Klipper und der andere dessen Nachbar, Alexis Overwyck, der Rentmeister, mit dem wir schon im Vorbeigehen bekannt geworden sind.

Wie wir bereits früher gesehen haben, hatte sich der Erstere in dem Dorfe einen guten Namen und einen bedeutenden Einfluß erworben; der Andere wurde wegen seiner Offenherzigkeit allgemein geachtet und stand in großem Ansehen wegen seines gesunden Urtheils und seiner Kenntnisse.

Mynheer Klipper hatte die Partei der Strauchdiebe, welche der Kopfzahl nach die stärkste war, auf seine Seite zu bringen gewußt; die Folge davon aber war, daß sich die Wehrwölfe, bei denen man den

gebildetern Theil der Bevölkerung fand, auf die Seite des Rentmeisters schlugen.

Das Wochenblättchen der benachbarten Stadt hatte sich bereits in die Sache eingemischt und seinen Lesern mehr als einen heftigen Artikel über die bevorstehende Gemeindewahl geliefert.

„Ist das Wochenblatt nicht eher meinem Nachbar als mir gewogen?“ fragte Mynheer Klipper seinen Knecht, indem er die zuletzt erschienene Nummer des Blättchens zur Seite legte; „täusche ich mich, oder täusche ich mich nicht?“

Selm, der nicht gerne auf unbekannten Wegen wandelte, sah seinen Herrn mit weit aufgesperrten Augen an und wiederholte:

„Täuscht sich Mynheer, ja oder nein?“

Klipper nahm noch einmal das Blatt zur Hand, durchlief noch einmal den Artikel über die Dorfswahl und sagte, mit dem Kopfe nachdenklich schüttelnd, er habe in der schlecht verdeckten Tendenz schon längst des Teufels Pferdefuß gewittert.

„Ja gewiß, des Teufels Pferdefuß!“ wiederholte Selm, beruhigt über die Richtung, die er zu nehmen hatte.

„Ich hielt den Redacteur für einen ehrlichen Mann,“ sprach Klipper.

„Das läßt sich begreifen, für einen ehrlichen Mann,“ antwortete der Knecht in einem zweifelhaften Tone, und er fügte beinahe unhörbar bei: „Ich darf Mynheer nicht widersprechen.“

„Bist Du nicht meiner Ansicht, Selm?"

„Mynheer sieht Alles tief und klar ein, so daß seine Ansicht immer die beste ist," gab Selm zur Antwort.

„Hältst Du den Redacteur nicht für einen Mann von einem ehrlichen und geraden Charakter? Warum gibt er denn die Spalten seines Blattes zu Artikeln her, die zu Gunsten eines elenden Rentmeisters geschrieben sind?"

„Eines elenden Rentmeisters," sagte Selm; „aber weiß Mynheer auch, daß Alexis Overwyck vier Abonnements auf das Wochenblatt genommen hat, und daß auf seine Veranlassung eine Menge gewinnbringender Inserate vom Schlosse aus dem Blatte zugeschickt werden?"

„Ho, ho!" rief Klipper.

„Ho, ho!" rief Selm und fuhr fort: „Und wißt Ihr, daß Overwyck vor wenig Wochen dem Redacteur einige Rebhühner und Schnepfen geschickt hat?"

„Welche Schande!" rief der Herr; „seine Feder ist verkauft für ein lumpiges Abonnement und einige armselige Schnepfen und Rebhühner."

„Welche Schande!" grinste Selm.

„Und solche Blätter behaupten, die Ueberzeugung und Anschauungen ihres Leserkreises wiederzugeben!" schrie Klipper mit tiefster Entrüstung; „Nichts als Eigennutz!"

„Eigennutz!" heulte der Knecht mit einer drohenden Bewegung.

„Wenn ich mit dergleichen Geschenken solche Leute auf meine Seite zöge, so würde ich das als ein Attentat auf meine Ehre betrachten!“ rief Klipper, indem er sich mit der Faust auf die Brust schlug.

„Ein Attentat auf Eure Ehre, wahrhaftig!“ Der Knecht schlug sich auf die Brust wie sein Herr.

„Ich habe zu solchen Umtrieben ein zu ehrliches Herz.“

„Mynheer hat ein ehrliches Herz!“ klang es aus Selms Munde wieder.

„Wer hätte so Etwas von dem Rentmeister gedacht, der sich in Allem so zartfühlend zeigt? Ich würde mich in meiner Seele schämen.“

„Wer würde es nach einer solchen Niederträchtigkeit noch wagen, einem ordentlichen Menschen unter die Augen zu treten?“

„Gut, daß ein so einfältiges Wochenblatt auf die vernünftige Bevölkerung keinen Einfluß hat!“ rief Klipper, indem er das Blättchen zornig zerknitterte und zu Boden warf.

Der Knecht lief dem Blatte nach, welches in der Form eines Balles über den Boden rollte und warf es in's Feuer, wobei er eine Verwünschung murmelte.

Zwei Tage später rief Klipper seinen Knecht und sprach: „Selm, lauf morgen eben nach der Stadt und nimm zwanzig Abonnements auf das Wochenblatt; was frage ich nach der geringen Summe!“

„Wenn ich es hätte thun dürfen, so hätte ich das Mynheer schon längst angerathen.“

„Kein Wort darüber zu Jufvrouw Klipper!"

Der Knecht schüttelte augenzwinkernd den Kopf.

„Wenn du ein paar chinesische Hähne für die Frau des Herausgebers mitnehmen wolltest . . ."

„Es ist immer gut, die Frau des Hauses auf seiner Seite zu haben," sagte Selm.

„Sage dabei dem Herrn Redacteur, daß es mir sehr viel Vergnügen machen werde, wenn er mich mit seiner näheren Bekanntschaft beehren wolle, und . . ."

„Gut überlegt!" murmelte Selm.

„Oder lieber, er möge mir die Freude machen, am nächsten Sonntage nebst seiner Frau bei mir zu Mittag zu speisen."

„Noch besser!"

„Aber Jufvrouw Klipper, welche Nichts darauf hält, fremde Gäste an ihrem Tische zu empfangen...?" sagte Klipper mit einem langgezogenen Gesichte.

Selm strich sich rathlos mit der Hand über die Wangen und suchte nach einer passenden Antwort.

„Es ist gefährlich, ihr zu sagen, daß man Besuch erwarte... Was sollen wir thun?" murmelte Klipper, der einen großen Abscheu davor hatte, das warme französische Blut zum Sieden zu bringen.

„Was sollen wir thun?" wiederholte der Knecht mit einem tiefen Seufzer.

„Laß den Redacteur unerwartet ankommen!" sagte Klipper entschlossen; „in Gottes Namen!"

„Unerwartet und in Gottes Namen!" wiederholte Selm.

Am folgenden Sonntag gegen Mittag erschien der Redacteur des Wochenblattes, um bei Mynheer Bernhard Klipper seinen Besuch abzustatten.

Die Hausfrau lief bei der unerwarteten Ankunft der Gäste entsetzt im ganzen Hause umher und wiederholte fortwährend, sie sei nicht darauf vorbereitet, Besuch zu empfangen. Sie schickte sofort aus der Küche, ihrem Hauptquartier, den Knecht und die Magd zu Mynheer Klipper, um ihn zu fragen, was sie mit den ungeladenen Gästen anfangen solle.

Mynheer Bernhard übersandte ihr die Antwort, daß er sich keinen Augenblick von dem Herrn Redacteur entfernen könne, der den Tag über in seinem Hause zubringen wolle unter der ausdrücklichen Bedingung, seinetwegen keine großen Anstalten zu machen. Er fügte bei, daß der Redacteur und dessen Frau allerliebste Menschen seien, voll Bildung und Menschenkenntniß, aber außergewöhnlich einfach und zuvorkommend.

Louise Leroux war so schlecht gelaunt, daß sie vor Aerger anfing zu weinen und dann mit einer Verwünschung, so sanft sie nur eine Frau auszusprechen im Stande ist, das Küchengeschirr durch einander warf. Nachdem sie sich vergebens umgesehen hatte, woran sie am besten ihre kochende Galle auslassen könne, ergriff sie wüthend das eiserne Blasrohr und schlug dem weißen Pudel, der bei dem Feuer lag und träumte, die beiden Vorderfüße unter dem Leibe entzwei.

Der Redacteur war in der That ein gewandter Mann; er stand völlig auf der Höhe der Staatskunde; er war vollkommen mit der Wahlangelegenheit des Dorfes vertraut und bereit, mit Leib und Seele die Sache seiner Partei zu vertreten.

Bis spät in den Nachmittag blieb man beim Tische sitzen. Die Herren sprachen über das Wochenblatt, seine unwandelbare und geheiligte Tendenz und über die Mittel, mittelst derer Mynheer Klipper zu der Erfüllung seiner Wünsche gelangen müsse.

Jufvrouw Klipper, zum Scheine beruhigt, machte inzwischen die Bekanntschaft der Gemahlin des Redacteurs und sprach mit derselben über Haushalten und Handarbeit, über Kragen, Mützen, Stricken und Bänder und über den kleinen Constant, den liebsten Jungen, den der liebe Gott unter seiner Sonne hatte.

Die Gäste empfahlen sich spät am Abend, nachdem sie alle Weinsorten der Dorfwirthe geprüft und gerühmt und Mynheer Klipper zehnmal versichert hatten, daß sie die tiefste Achtung und eine unveränderliche Freundschaft für ihn und Jufvrouw Klipper im Herzen trügen.

Kaum war der Redacteur in seinem Hauderer davon gefahren, so spielte sich in Klipper's Hause eine Scene ab, welche wenig mit den Freundschaftsbezeigungen, die man soeben noch den abgezogenen Tafelfreunden bewiesen hatte, übereinstimmte.

Louise Leroux nöthigte ihren lieben Gemahl zum Stillstehen, indem sie ihn sanft am Kragen faßte. Sie

stellte sich vor ihm auf, die Hände in die Hüften gestemmt, den Kopf in den Nacken geschlagen, und blickte ihn mit so flammenden Augen an, daß er an den Boden genagelt zu sein schien und keinen Fuß von der Stelle setzen konnte.

„Darf die Frau des Hauses nun endlich wissen, was man hier treibt?" kreischte die erbitterte Hausmutter mit krampfhafter Stimme.

Mynheer Bernhard, aus dem Häuschen gebracht durch den plötzlichen Angriff seiner Frau und durch die verschiedenen Weinsorten, die er den Gästen vorprobirt hatte, etwas benebelt, suchte stammelnd nach einer Antwort.

Jufvrouw Klipper begann vor lange zurückgehaltenem Zorn zu weinen.

„Also die wenigen Sparpfennige einer armen Frau müssen durch solch schändliche, unverantwortliche Schlemmereien vergeudet werden!" rief sie mit schriller Stimme.

Klipper wollte sich zurückziehen, allein die nervige Faust seiner Frau zwang ihn zum Stehen.

„Oder hast Du fest beschlossen, Dein einziges Kind in's Unglück zu stürzen und an den Bettelstab zu bringen?" rief sie noch heftiger.

Klipper glaubte zu bemerken, daß seine erzürnte Frau ihr Auge auf das eiserne Blasrohr richte, welches am Herde stand. Er riß sich mit Gewalt aus ihren Händen los und schoß wie ein Pfeil zur Thür hinaus.

Selm, der mit bei der Sache betheiligt war, bemerkte frühzeitig das Ungewitter; er zog die Schuhe von seinen Füßen und schlich leise wie eine Katze die Treppe hinauf, um sich in der verborgensten Ecke des Trockenbodens vor dem Grimme der Hausfrau in Sicherheit zu bringen.

Viertes Capitel.

Winkelzüge.

In der nächstfolgenden Nummer des Wochenblattes erschien ein glänzender Artikel über die Cultur der wüsten Haidegründe. Wie man leicht denken kann, prangte unter den Namen der Männer, welche sich um das Kemperland verdient gemacht hatten, an erster Stelle Mynheer Bernhard Klipper, dessen Weinkeller dem Redacteur einen so vergnügten Tag bereitet hatte.

Er betonte, daß Klipper ein ganz neues System der Urbarmachung eingeführt habe; er rühmte seine unvergleichlichen Flößwiesen und lud alle Liebhaber des ganzen Landes ein, die üppigen Tannenpflanzungen zu bewundern, welche Klipper auf dem öden Haidegrunde angelegt habe.

An dem darauf folgenden Sonntag las man in dem Wochenblatte einen zweiten Artikel, in welchem der Redacteur die ganze Kraft seines bedeutenden literarischen Talentes aufgeboten hatte. Nachdem Mynheer Bernhard Klipper sowohl als Grundeigenthümer,

wie auch als Culturbeflissener bis in die Wolken erhoben war, wurde er den geehrten Wählern als der Mann empfohlen, der wegen seines Vermögens und seiner allseitigen Bildung am besten geeignet sei, das Wohl der Gemeinde in jeder Hinsicht zu wahren. Klipper las den lobhudelnden Artikel des dienstwilligen Wochenblattes und las ihn wieder, wobei er fortwährend vergnügt mit dem Kopfe nickend versicherte, der Redacteur sei die Perle aller Schriftsteller.

„Die Perle aller Schriftsteller!“ wiederholte sein Knecht Selm, das vergnügte Kopfnicken seines Herrn nachmachend.

„Was sagt man im Dorfe von diesen Artikeln?“ fragte Klipper, sich stolz in die Brust werfend.

Selm bemühete sich, ebenfalls die Positur seines Herrn anzunehmen und antwortete mit großer Genugthuung, das Dorf sei voll von dem Namen Mynheer Bernhard Klipper.

In diesem Augenblicke kamen Leute an dem Hause vorbei, die mit der langen Armbrust bewaffnet nach dem Schießstande gingen.

„Selm, sage mal, welche Gesinnung herrscht unter den Schützen?“ fragte Mynheer Bernhard, während er den Mitgliedern der edlen Schützengesellschaft durch das Fenster nachschaute.

„Das ganze Dorf ist Euch zugethan, Mynheer, ha! ha!“ lachte Selm; „und ist das ein Wunder?“

„Das ganze Dorf?“ fragte Mynheer Klipper.

„Das ganze Dorf!“ wiederholte Selm und fügte

achselzuckend hinzu: „Es ist nicht der Rede werth, daß Einige . . . ."

„Für Overwyck sind?" fragte Klipper unterbrechend.

„Der Hufschmied, der dort geht, hat seine Stimme gestern für zwei Flaschen Branntwein verkauft," sprach Selm, indem er die Hand drohend nach dem Mitglied der „edlen Schützengilde" ausstreckte.

„Das ist gemein!" rief Klipper, roth vor Entrüstung.

„Das ist ehrlos!" rief Selm Sokker, der vor Zorn roth wurde bis hinter die Ohren.

„Ich würde mich schämen, mit Branntwein Stimmen zu erkaufen," sprach Klipper mit einem spöttischen Lachen.

„Welches Sittenverderbniß!" sagte der Knecht mit tiefem Abscheu.

Der Krämer aus der Nachbarschaft schritt vorbei.

Der dort ist mir doch gewogen?" fragte Klipper.

„Ja wohl, gewogen! . . ."

Selm zuckte wiederum die Achseln und sah seinen Herrn mit einem fragenden Blicke an.

„Sprich nur, Selm."

Gestern kaufte die Magd des Rentmeisters zehn Pfund Kaffee in seinem Laden, und diesen Morgen riefen die Kinder auf der Straße aus, daß Alexis Overwyck bereits Bürgermeister sei."

„Für zehn Pfund Kaffee!" rief Mynheer Bernhard Klipper; „das schreibe ich meinem Freunde, dem Redacteur des Wochenblattes."

„Der ihm mit seiner scharfen Feder schon beweisen wird, ob es echter Mokka gewesen ist oder nicht!“ lachte der Knecht.

„Ich habe es hundertmal gesagt und geschrieben,“ sagte Klipper in dem Tone eines tiefdenkenden Philosophen, „daß die Welt ein schmutziges Nest sei, worin der Eigennutz den Eigenwerth überwuchert.“

„Gut gesprochen, Mynheer!“ sagte Selm und wiederholte in demselben Tone den Lehrspruch des weisen Mannes.

„Selm!“

„Mynheer!“

„Selm, der Eigennutz ist doch ein wunderliches Ding.“

„Ein wunderliches Ding!“

„Das Ding spricht alle Sprachen; es spielt alle möglichen Rollen, selbst die der Uneigennützigkeit. Weißt Du, wer diesen Lehrspruch erdacht hat? Der große La Rochefoucauld!“

„La Rochefoucauld!“ stotterte Selm, indem er vor Verwunderung die Hände zusammen schlug.

Nach einem Augenblicke Schweigens fuhr Mynheer Klipper mit Bitterkeit fort:

„Der Hufschmied, der für zwei Flaschen Branntwein seine Stimme verkauft, ist ein grundfalscher Mensch!“

„Und der Krämer ein verächtlicher Lügner!“ ließ der Knecht darauf folgen.

„Menschen ohne Ehrgefühl, Windfahnen, Wetterhähne!“ rief Mynheer Klipper mit steigendem Affect.

„Ueberläufer, Verräther, Schismatiker!“ rief Selm mit Nachahmung der Stimme und Haltung seines Herrn.

Eine Viertelstunde später wanderte Bernhard Klipper nach der Herberge, wo die Glieder der Schützengilde versammelt waren.

„Ist das nicht Nardus Klipper, der dort kommt?“ fragte der Hufschmied.

„Wirklich der kleine Farbenklexer,“ lautete die spottende Antwort des Krämers, „der vor sechs Jahren an meinem Hause einen Beweis seiner Kunst abgelegt hat . . . . Noch heute ist die Farbe nicht trocken.“

„In derselben Zeit hat er auch mein Haus von Innen und Außen angestrichen,“ setzte der Hufschmied hinzu; „zwei Monate später fiel die Farbe ab.“

„Ein eingebildeter Hanswurst!“

„Wie er den Kopf mit dem winzigen Verstande drin in die Höhe reckt!“

„Teufel, wo mag er wohl gelernt haben, so die Arme zu schwenken!“

„Sein Vater Bonifacius steckte auch wie ein Truthahn voll von Eigendünkel!“

„Art läßt nicht von Art!“

„Und das Hampelmännchen will Mitglied des Gemeinderaths werden! Es geschehen heut zu Tage wunderbare Dinge.“

„Der Sohn des Bonifacius Klipper? Ist das Ernst?“

„Leset Ihr das Wochenblatt nicht?“

„Gewiß, aber wer in der Welt wird sich daran gewöhnen können, den armseligen Nardus Mynheer Rathsherr nennen zu hören?"

„Ihr seht ja wohl, daß auf Erden Nichts unmöglich ist."

„Und doch wird es niemals geschehen, daß der neugebackene Herr meine Stimme erhält."

„Ich stimme für keinen Strauchdieb."

„Sollte der hohe Herr sich heute herablassen, seinen Fuß in unsere Gesellschaft zu setzen?"

„In die Versammlung der edlen Schützengilde?"

„Deren Mitglieder er mit dem Beinamen Handwerkervolk betitelt?"

„Die Berührung mit der gemeinen Classe befleckt ja den Namen eines Rentiers — sagte das seine lange, gierige Frau nicht?"

„Seine Frau, die den erbärmlichen Farbenquast nach dessen Einbruch in ihre Schatzkiste mit dem Blasrohr durch das Haus trieb?"

Die beiden Sprecher, welche an einem Seitentische neben dem Schießstande saßen, hielten jetzt mit ihrem Lachen ein, denn Mynheer Bernhard Klipper trat ein und setzte sich neben ihnen nieder.

Nachdem er drei- oder viermal mit dem Hufschmied und dem Krämer angestoßen hatte, zog er Letztern etwas bei Seite und fragte ihn, ob es wahr sei, daß das Oel im Preise gestiegen sei.

„Ganz recht, Mynheer, bedeutend, eben so wie die Talglichte!" war die Antwort.

„Ich würde gerne meinen Bedarf für das ganze Jahr auf einmal von Euch beziehen, sowohl an Oel als an Kerzen.“

„Mynheer soll bedient werden; der Preis ist...“

„Nach dem Preise frage ich nicht; ich weiß, daß Ihr ein ehrlicher Mann seid,“ sagte Klipper lächelnd, indem er dem Krämer leutselig auf die Schulter klopfte.

Der Mann nahm achtungsvoll den Hut ab vor seinem reichen Kunden und versicherte, daß Mynheer morgen nach Gebühr bedient werden solle.

Fünf Minuten später saß Klipper neben dem Hufschmied in einem lebhaften Gespräche.

„Nachbar, mein altes Hofthor fällt zusammen,“ begann er; „ich habe schon häufig daran gedacht, sämmtliches Holz und Lattenwerk durch zierliches Stabeisen zu ersetzen.“

Der Schmied zog die Augenbrauen hoch empor und rückte näher zu Klipper hin.

„Ich weiß, daß Ihr Eure Kunst vollkommen versteht,“ fuhr dieser artig fort, „und . . .“

Der Schmied zog den Hut vom Kopfe.

„Haltet Euch bedeckt, Nachbar,“ bat Klipper mit einem freundlichen Lächeln; „wir kennen uns ja. Um Gottes willen keine Complimente einem alten Freunde!“

„Einem alten Freunde!“ flüsterte der Schmied. Der Kopf schwirrte ihm.

„Das seid Ihr doch noch, hoffe ich!“

„Allerdings, allerdings, gewiß, Mynheer! Ihr seid . . .“

„Ich wollte Euch fragen, ob Ihr auch Thore von Stabeisen macht?“

„Nach Zeichnung und im neuesten Geschmack!“ antwortete der Schmied sich blähend.

„Macht mir mein Thor nach dem Muster dessen, welches Alexis Overwyck, der Rentmeister, besitzt,“ sprach Mynheer Klipper.

„Das ist Pfuscharbeit!“ rief der Schmied; „ich mache Euch eins, Mynheer, welches weniger kostet und doppelt so dauerhaft und schön ist.“

„Gerade wie ich es haben muß!“

„Dauerhafter und schöner oder kein Geld!“ wiederholte der Schmied gespreizt.

„Was den Preis betrifft, so handelt Ihr darin nach Gutbefinden; gut Werk will gut bezahlt sein,“ antwortete der Rentier in dem Tone eines Mannes, dem es auf einen Groschen mehr oder weniger nicht ankommt. . .

Darauf ging er von einer Gruppe zur andern, wußte Jedem ein schmeichelhaftes Wort zu sagen und immer einen anmuthigen Ausruf zu finden, wenn ein Schütze einen guten Schuß that; er war der Erste, der dann jedesmal in die Hände klatschte.

Wenn irgend ein armer Kuhbauer des Dorfes sich so wie Klipper um das Schießen bekümmert hätte, so würde man dem sicher bereits zehnmal zugerufen haben: „Was steckst Du Deine Nase in Sachen, von denen Du Nichts verstehst?“

Doch Mynheer Klipper war reich, und was ein

reicher Mann sagt, ist immer hübsch, gut und verständig, und wenn auch der Reiche ein „Parvenu“ und ein „Imbécile“ wäre.

Mynheer Klipper fand an diesem Tage unter den Mitgliedern der Schützengesellschaft ungetheilte Aufmerksamkeit und großen Beifall. Er nahm mit Vergnügen die angebotene Mitgliedschaft an, gab zwei Fässer Bier zum Besten und händigte dem Vorsteher des Vereins eine gewisse Summe Geldes ein, wofür zu einem feierlichen Preisschießen eine silberne Taschenuhr angekauft werden sollte. Vor seinem Abschiede flüsterte er dem Vorsteher in's Ohr, daß der Schützenverein nun nicht länger ohne eine prachtvolle goldgestickte Fahne bestehen solle.

Das neue Mitglied verließ die Schänke unter dem donnernden Hoch der Bogenschützen.

„Mynheer Klipper ist ein höflicher Mann,“ sagte der Schmied, der den Auftrag zur Anfertigung des neuen eisernen Thores erhalten hatte; „das Wochenblatt hat ihn treffend geschildert.“

„Und daß mir dieser Mann früher so anmaßend und stolz vorgekommen ist!“ rief der Krämer; „ich finde es unbegreiflich!“

„Ich hielt ihn ebenfalls für einen hochmüthigen Menschen,“ sprach der Schmied; „aber der Schein trügt, es ist wirklich wahr, der Mann ist todteinfach im Umgange; es ärgert mich, ihn nicht besser gekannt zu haben!“

„Kurz, er ist ein loyaler Mann!“ rief der Krämer mit Ueberzeugung.

Das Gespräch über Mynheer Klipper war allgemein geworden unter den Bogenschützen, die rings um den langen Tisch saßen, auf dem das von dem neuen Mitgliede tractirte Faß Bier lag.

„Mynheer Klipper ist ein Mann von Verstand," sprach der Vorsteher, der bis in den höchsten Himmel verzückt war wegen der geschenkten Taschenuhr zu dem zukünftigen Preisschießen und wegen der versprochenen Fahne.

„Jeder mag von ihm sagen, was er will; aber der Mann spricht wie ein Buch," sagte der Vereinsrendant, dem die Interessen der Gesellschaft mehr wie seine eigenen am Herzen lagen.

„Und dabei besitzt er eine tiefe Gelehrsamkeit!" sagte der Andere.

„Und unendlich viel Weltkenntniß!"

„Das sieht man deutlich an seiner Haltung und seinem Auftreten."

„Sein Vater Bonifacius, den wir Alle gekannt haben, war ebenfalls ein liebenswürdiger Mann, der sein Geschäft gründlich verstand und viel Genie besaß."

„Das liegt in der Art der Familie, welche früher zwar nicht reich war, aber . . ."

„Desto besser und lobenswerther für Mynheer Bernhard; ich achte gerade solche Menschen, die durch ihre eigene Klugheit und Befähigung sich emporschwingen."

„Kurz und gut, bei der bevorstehenden Wahl kann auf meine Stimme zählen."

„Und auf die meine; ich werde mich von keinem Parteihader beeinflussen lassen.“

„Ich stimme für keinen Andern; was scheert mich der Wehrwolf und der Strauchdieb!“

„Mein Nachbar, der Schuster, stimmt für Mynheer Klipper, oder, so wahr ich Mitglied der Schützengilde bin, es wird ihm die Wohnung aufgekündigt!“

„Ich für meine Person bin weder für diese noch für jene Partei; aber doch will ich lieber barfuß gehen, als Schuhe an den Füßen tragen, die von einem Wehrwolf gemacht sind; ich halte mich an Das, was recht und billig ist!“

„Der Brauer, welcher der edlen Schützengesellschaft so viel Dank schuldig ist, muß und soll seinen ganzen Einfluß anwenden, daß Mynheer Klipper in der bevorstehenden Wahl siegt, oder . . .“

„Oder er hat uns den letzten Tropfen verzapft!“

„Und wenn der Lehrer noch ein Wort über seine geliebten Wehrwölfe fallen läßt, so schicke ich meine Kinder sofort anderswo in die Schule!“

„So lange warte ich nicht; morgen sollen die meinigen bei dem alten Flurschützen in den Unterricht; der ist auch ein gescheidter Mann.“

„Es wäre schon längst an der Zeit gewesen, daß in dem Gemeinderathe Leute säßen, welche hinsichtlich ihrer Vermögensumstände und ihres Charakters eine unabhängige Stellung einnehmen.“

„Es würde mir Spaß machen, einmal die alten

Perücken des vorigen Jahrhunderts aus dem Gemeinderathe verbannt zu sehen!"

„Besonders die automatischen Kopfnicker, welche nichts Anderes wissen, als zu Allem ja zu sagen."

„So wie auch die Puppenmänner, welche sich maschinenmäßig nach dem Zuge des Drahtwerks bewegen!"

„Ich wähle nur einen Mann, der dem Fortschritt huldigt und aller Parteileidenschaft baar ist."

So lauteten die Gespräche, welche durch den dankbaren Hufschmied und den dienstbeflissenen Krämer angeregt und unterhalten wurden.

Selm Sokker belauschte Alles in einem dunklen Eckchen der Schänkstube, wiederholte die letzten drei Worte eines jeden Sprechers und setzte jedesmal mit einem feinen Lächeln hinzu:

„Gut gesprochen!"

Als er nach Hause zurückkehrte, sah er, daß sich eben der vergoldete Wetterhahn auf dem Lusthäuschen in dem Garten seines Herrn in dem eisernen Stifte drehte.

Die Bewegung des Hahns erinnerte den Knecht an die total umgeschlagene Gesinnung des Hufschmieds und des Krämers; und er murmelte mit einem spitzfindigen Lächeln vor sich hin, daß es nur von seinem Herrn abhänge, den herrschenden Wind constant zu machen.

Fünftes Capitel.

Vergnügte Tage eines Candidaten.

Am folgenden Tage, als Mynheer Klipper sich eben anschickte, sein gewohntes Mittagsschläfchen zu halten, stand der Hufschmied am Hofthore und nahm zu der neubestellten Arbeit das Maaß. Louise Leroux hatte ihn sofort im Auge und erkannte gleich seine Absicht. Eine Fluth von Scheltworten ergoß sich über ihren Mann, der ihr Vermögen zu nutzlosen Dingen vergeude, und sie trieb den Schmied fluchend und tobend vom Hofe weg.

Zehn Minuten darauf hielt der Krämer mit einer Karre vor der Thür und brachte ein Fäßchen Oel und einen Korb mit Talglichten. Kaum waren die Waaren offengedeckt, so kam die Hausfrau vom Hofe herein und warf einen unruhigen Blick auf die gebrachten Sachen. Selm erzählte ihr, Mynheer habe die Vorräthe gekauft, weil man allgemein befürchte, dieselben würden sehr im Preise steigen. Mevrouw stieß einen Schrei des Entsetzens aus, rief, das sei ein

Vorrath für mehr als zwei Jahre, und fragte mit drohender Geberde nach ihrem Manne.

Dieser aber hatte das Unwetter von Ferne heranziehen sehen und es vorgezogen, seine Haut in Sicherheit zu bringen. Er hatte die Richtung nach der Schlafkammer genommen, sich zu Bette gelegt und war bald eingeschlafen. Er träumte von der bevorstehenden Wahl. In seinem Geiste erblickte er unzählige Wähler, die mit Wahlzetteln in der Hand, auf denen der Name Bernhard Klipper stand, an seinem Bette vorbeidefilirten.

Die vornehmsten Eingesessenen der Gemeinde kamen auf ihn zu, brachten ihm, dem neuen Bürgermeister, ehrfurchtsvoll ihre Huldigung und ihre Glückwünsche dar und drückten ihm einen Ehrenkranz auf das Haupt.

Er stand auf, wanderte durch das Zimmer und nahm seine weiße Schlafmütze vom Kopfe. In der abgenommenen wollenen Kopfbedeckung glaubte er den Kranz zu erkennen, den der vorige Bürgermeister am Tage seiner Einsetzung auf dem Scheitel getragen hatte. Er besah den eingebildeten Blumenkranz mit innigem Vergnügen, setzte ihn auf den Kopf, nahm ihn wieder ab und machte tiefe Verbeugungen, gerade als ob er dem Gemeinderath, der ihn zu beglückwünschen kam, für die empfangene Ehre danke. Ein derber Rippenstoß, mit dem ihn seine Frau begrüßte, weckte ihn plötzlich auf.

Den Kopf noch vollgepfropft von den Bildern,

welche ihm im Traume erschienen waren, blickte er verwirrt und erschrocken durch die Schlafkammer, warf den eingebildeten Ehrenkranz von sich und lief unter dem Rasen und Schelten seiner Frau zur Thüre hinaus.

Obschon die Partei Klipper's wirklich viel Feld gewann, so galt der Ausgang der Wahl noch immer als sehr zweifelhaft.

Einige vornehme Eingesessene waren Alexis Overwyck stark zugethan, und entschlossen, Alles anzuwenden, damit ein achtbarer, tüchtiger Mann in der Wahl den Sieg erringe.

Während Klipper, dem häuslichen Unwetter entflohen, in der Schänke saß und mit mehreren seiner wärmsten Freunde darüber sprach, trat der Briefträger herein und legte ein paar neue Blätter auf den Tisch.

Klipper ergriff eins der Blätter und überflog es mit großer Hast; denn er hatte beim Aufschlagen den Namen Overwyck vor seinen Augen schimmern sehen. Und wirklich, das Journal enthielt einen Artikel über den Rentmeister, der als ein aus dem Militärdienste ehrenvoll entlassener Lieutenant und wegen seiner erprobten Rechtschaffenheit und seiner tiefen Einsichten und Kenntnisse gerade der Mann sei, die Zügel der Gemeinderegierung in der Hand zu halten.

Klipper war so kalt geworden wie ein Eisklumpen und starrte regungslos das letzte Wort des Artikels an, welches ihm vorkam, wie ein gerichtliches Urtheil höchster Instanz.

Das Blatt ging von Hand zu Hand, und bald entstand ein allgemeines Murren gegen das ehrlose Wochenblatt, das für solche Leute Partei ergreife. Einer der Anwesenden schimpfte heftig auf den Wetterhahn von einem Redacteur, der sich von der Partei des Rentmeisters habe erkaufen lassen.

„Ha! wie schändlich! wie niederträchtig!“ rief Einer, der das zweite der hereingebrachten Blätter in der Hand hielt; „welche Ehrenräuberei!“

Klipper nahm das Blatt ebenfalls, und sein Blick fiel sofort auf einen großen Holzschnitt, der eine ihm nur zu bekannte Episode aus seinem Leben in den getreuesten Zügen darstellte.

Die Zeichnung erinnerte an den Einbruch in den eichenen Koffer Louisens. Das erzürnte Weib, mit dem entsetzlichen Blasrohr bewaffnet, und der kleine Einbrecher in seiner Anstreicherhülle waren in einer so täuschenden Aehnlichkeit auf dem Papiere abgebildet, daß Niemand, der es nur mit Einem Blicke sah, sich enthalten konnte, die Namen Mynheer und Jufvrouw Klipper auszurufen.

Mynheer Bernhard hatte, da er die anzügliche Darstellung erblickte, ein leichtes Gliederzucken verspürt und das Blatt fallen lassen.

Ueberall erklang es:

„Welche Bosheit! Ha, dieser Ehrenräuber!“

„Der Redacteur ist ein . . . .“

„Das soll, das darf nicht so hingehen! es gibt noch Gerechtigkeit im Lande!“

„Hebt das Blatt auf zum Beweise der Schurkerei!"

„Nein," sagte Mynheer Klipper leise, der aus einer Betäubung zu erwachen schien, „nein, zerreißt lieber das ekelhafte Ding!"

„Ja, in's Feuer mit dem Schandblatt!" rief Steven der Krämer, den wir bereits kennen.

„Keine Hand an das Blatt gelegt!" rief ein Mann, der aus einer Ecke der Schänkstube hervortrat.

Der das Wort gesprochen hatte, war Baas Quinten, einer der Häupter von der Gegenpartei, der während der Aufregung und Verwirrung eingetreten war und sich auf einen abgesonderten Platz niedergesetzt hatte. Seine Stimme fiel wie das Gekrach eines brechenden Tragbalkens in die Mitte der entrüsteten Freunde.

„Rührt das Wochenblatt an!" rief Quinten, seine Stimme erhebend.

„Es ist das neueste nicht," sagte Klipper mit einem schielenden Seitenblicke auf Quinten.

„Dann werde ich mich mit dem alten behelfen," entgegnete dieser; „ich verlange das Journal zu lesen!"

„Und dennoch sollt Ihr es nicht haben!" versetzte der Rathsherr Steven. Aus dem Blicke, den er auf Quinten warf, leuchtete der tiefe Haß, welchen er seit Jahren gegen den alten Wehrwolf, wie er ihn nannte, im Herzen trug.

Er ergriff die beiden Blätter und steckte sie in die Brusttasche seines Rockes.

„Wirth!" rief Baas Quinten laut, „wenn Ihr so Etwas gestattet . . . ."

„Der Wirth hat sich durchaus nicht darum zu kümmern!" schrie der Rathsherr, indem er schnell seinen Rock zuknöpfte, um die geraubten Blätter besser vertheidigen zu können.

„Die Zeitungen gehören der Wirthschaft!" polterte Quinten, „und ich wiederhole Euch, daß ich sie haben will und muß!"

Die Gesellschaft brach bei der zunehmenden Heftigkeit des Sprechers in ein schallendes Gelächter aus.

Baas Quinten merkte, daß er der Gegenstand einer allgemeinen Spötterei werden würde, und zog es vor, zu schweigen und fortzugehen.

Indem er sich entfernte, sah er seinem Collegen, dem Rathsherrn, scharf in die Augen und sagte, daß er dessen Betragen im ganzen Dorfe erzählen und den Redacteur von Allem, was hier vorgegangen sei, getreue Mittheilung machen werde.

„Nur zu!" rief man von allen Seiten; „unsere Partei ist stark genug, daß sie sich an Euere Drohungen nicht zu kehren braucht!"

„Wenn Ihr kein Wehrwolf wäret, so würdet Ihr nicht so heulen!" rief Steven der Rathsherr.

„Was sagt Ihr?" rief Quinten, sich in der Thür umkehrend.

„Ich sage, daß . . . ."

„Daß Ihr ein verwünschter Strauchdieb seid, das sage ich!" rief plötzlich ein neuer Ankömmling,

der Baas Quinten zur Seite stieß und hastig in die Wirthsstube stürmte. Es war der Waldwärter vom Schlosse, ein leidenschaftlicher Parteigänger des Rentmeisters.

„Ich nehme Euch Alle zu Zeugen!“ rief der Rathsherr Steven, roth und blau vor Zorn; „das Scheltwort sollt Ihr nicht umsonst gebraucht haben!“

„Das Scheltwort? Wer ist schuld daran?“ schrie der Waldwärter; „glaubt Ihr, ich hätte vor der Thüre nicht Alles mit angehört?“

Mit diesen Worten setzte er sich nieder.

„Werdet Ihr mir jetzt das Journal geben?“ fragte Baas Quinten scheinbar ruhig.

„Nein!“ gab Steven kurz zur Antwort.

„Das wollen wir denn doch sehen!“ rief der Waldwärter aufspringend. Er ergriff den Rathsherrn beim Kragen und riß ihn sammt seinem Stuhle hintüber.

In einem Augenblicke war die ganze Stube in Aufruhr. Tische und Stühle wurden umgeworfen; Biergläser, Pfeifen und Tabakdosen rollten klappernd über den Fußboden.

Es kamen fünf oder sechs Freunde des Rentmeisters hereingestürmt, welche nicht aufhörten zu rufen, warum man ihre Partei verunglimpfe. Mynheer Klipper hatte sich vorsichtigkeitshalber in einer Ecke der Stube versteckt und rief dem Wirthe zu, er solle schleunig den Polizeidiener herbeirufen, damit fernerem Unglücke vorgebeugt werde.

In der Stube herrschte einen Augenblick die

heilloseste Verwirrung. Man schlug, man stieß, man raufte sich und schrie, und über das Getöse erhob sich der Ruf „Strauchdiebe" und „Wehrwölfe". Mynheer Klipper flüchtete durch das Fenster, und die größere Hälfte seiner Freunde folgte ihm. Der Waldwärter hatte den Rock des Rathsherrn, der auf dem Boden unter seinen Knieen lag, offengerissen und das so hartnäckig verweigerte Journal hervorgezogen. Darauf setzte er seinen überwundenen Feind wieder aufrecht auf die Beine und führte ihn unter dem Jauchzen der Sieger auf die Straße.

Einige Augenblicke später war die Wirthsstube mit Parteigängern des Rentmeisters angefüllt, welche sich den Siegern anschlossen, um an der Freude des Triumphes theilzunehmen.

Das Bild wurde mit Kleister an der Wand befestigt, und man sang den ganzen Abend hindurch nach einer bekannten Weise das dem Fall angepaßte Gedicht, welches der geistreiche Autor hinzuzufügen für gut befunden hatte.



C. Diefenbach pinx.

Ausführ., Stich u. Druck d. G. J. Manz Kunst-Verlag.

Snieders, Bürgermeister.

Sechstes Capitel.

Wie man eine silberne Uhrkette verdienen kann.

Am folgenden Tage, als Mynheer Klipper das Frühstück nahm, stand sein Knecht vor der Hinterthür des Hauses und putzte das Pferd. Indem er die Striegel ausklopfte, träumte er einen Augenblick vor sich hin und murmelte:

„Die Sachen stehen günstig .... Wir gewinnen an Boden ... Der Ausfall der Wahl ist gesichert ...“

Er strich ein paar Mal mit der Striegel über das Pferd und fuhr in fröhlicher Laune fort:

„So wird Selm Sokker der Knecht eines Bürgermeisters! Selmchen, goldenes Selmchen! Du bist auf einem guten Wege! Gott weiß, ob Du nicht noch eines guten Morgens als Rathsherr aufstehst! Alles kann passiren ... Wie viel Verstand gehört wohl dazu, in unserem Dorfe Rathsherr zu werden?“

Selm begann einen Vergleich zu machen zwischen den meisten Mitgliedern der Dorfregierung und seiner eigenen Person, und antwortete lächelnd:

„Blutwenig in der That!“

Er nahm seine Arbeit wieder auf, wobei er beständig murmelte:

„Die Sachen stehen gut!“

„Selm! Selm!“ rief Mynheer Klipper.

In zwei Sprüngen stand der eifrige Knecht vor seinem Herrn in der Stube.

„Selm, die Sachen stehen nicht gut!“ sagte Mynheer Klipper betrübt.

„Nein, sie stehen nicht gut,“ antwortete Selm mit einer unterdrückten Thräne im Auge.

„Weißt Du, was gestern Abend in der Schänke vorgefallen ist?“ fragte Klipper; „was sagst Du zu einer Partei, die ihre Zuflucht zu gemeiner Lüge und Verläumdung nimmt?“

Selm riß die Augen weit auf, die Augenbrauen in die Höhe und sah seinem Herrn starr in's Angesicht, um zu sondiren, welchen Weg er einzuschlagen habe.

„Wir sind eine Meile weit zurückgeschlagen!“

„Zwei Meilen weit, Mynheer!“

„Der Rentmeister überholt uns wie ein Rennpferd!“

„Er überholt uns wie der Blitz!“

„Alles ist verloren!“ seufzte Klipper.

„Alles ist verloren!“ seufzte Selm, sich die Augen wischend.

Klipper sah schweigend auf den Boden und rieb sich fortwährend mit der Hand über die Stirn; er

suchte nach einem Mittel, die erlittene Niederlage wieder gut zu machen.

Der Knecht starrte gerade wie sein Herr mit regungslosen Blicken auf den Streusand am Boden; wie Klipper dachte auch er darüber nach, zu welchem Heiligen man seine Zuflucht nehmen müsse. Plötzlich richtete er den Kopf in die Höhe, und so fröhlich, als ob er den Weg gefunden habe, der unfehlbar zum Siege führen müsse, sprach er:

„Mynheer, ich kenne ein Dorf, wo der Bürgermeister sein Amt einer Kaffeevisite verdankt."

„Narrheit!" lachte Klipper bitter, indem er wehmüthig mit dem Kopfe schüttelte.

„Ja, Narrheit! Mynheer weiß so Etwas besser als ich," sagte Selm zweifelnd.

„Und diese Kaffeevisite?" fragte Klipper etwas neugierig.

„Der Candidat hatte die Frauen sämmtlicher Wähler eingeladen, und daß das Mittel probat war, erwies sich einige Tage darauf."

Klipper schien einen großen Haken an dem erwähnten Rettungsmittel zu finden; er schüttelte anhaltend mit dem Kopfe und schritt einige Minuten nachdenklich durch das Zimmer.

„Aber die Verwirrung von so vielem Volke?" fragte er endlich.

„Die Männer sind überflüssig bei der Sache," antwortete Selm vergnügt schmunzelnd.

„Wenn Du der Frau Deinen Plan vorstellen

willst?“ entgegnete Klipper ängstlich, denn er sah schon voraus, welches Unwetter bereits wieder im Hintergrunde braute.

Selm, der ebenso wie sein Herr Respect vor dem warmen französischen Blute der Hausfrau besaß, schien wenig geneigt, den ehrenvollen Auftrag auf sich zu nehmen. Er sah sich achselzuckend rings um, zupfte an dem Flügel seiner rechten Hosentasche und sann auf ein Mittel, um der unangenehmen Sendung enthoben zu werden.

„Hast Du Furcht, Selm?“ fragte Mynheer Klipper.

„O nein!“ sagte der Knecht mit scheinbarer Ruhe; „aber Mevrouw kann zuweilen so heftig werden . . .“

„Das meint sie so nicht.“

„Dabei kann ich keine Thränen sehen, und Mynheer weiß wohl, daß sie so leicht nach einer gewaltigen Aufregung anfängt zu weinen.“

„Weiberthränen fließen leicht und trocknen eben so leicht,“ sagte Klipper; „komm’, geh’ nur, oder hast Du lieber, daß ich es thue?“

Selm hatte bereits das Zimmer verlassen, um den Wunsch seines Herrn auszuführen.

Klipper legte das Ohr an’s Schlüsselloch, um zu lauschen, was in der angrenzenden Küche passire.

Es war einen Augenblick still. Selm setzte ruhig und vorsichtig die Sache aus einander und erschöpfte sein ganzes Redetalent und den Vorrath seiner schmeichelhaftesten Worte, um die Frau herum zu bekommen.

Auf einmal erscholl die rauhe Stimme der Jufrouw Klipper.

„Was! ich sollte alle Frauen der Wähler in mein Haus nöthigen? Die Stube ist gestern frisch gescheuert und alle Möbel sind geputzt. Glaubst Du, mein Haus sei eine Herberge? Es ist jetzt wohl eine Zeit, Visiten zu machen! Weißt Du auch, was der Kaffee, der Zucker und das Weißbrod kosten? Gehe an Deine Arbeit und sorge, daß in Deinem Kopfe Alles in Ordnung bleibt!"

Kaum hatte Selm die Küche verlassen, so faßte Klipper einen festen Entschluß. Er knöpfte sich den Rock bis unter das Kinn zu und ging mit gehobenem Muthe in's Feuer, indem er murmelte:

„Da soll denn doch das Wetter dreinschlagen! Diesmal will ich meinen Willen haben, oder . . ."

Selm seinerseits pflanzte sich, wie vorhin sein Herr, am Schlüsselloche auf, um zu beobachten, ob dieser mehr Glück haben werde, als er.

Der zweite Unterhändler war jedoch um Nichts glücklicher als der erste; Jufvrouw Klipper ließ ihren Mann nicht einmal zu Ende sprechen und fragte ihn höhnisch, ob er in's Irrenhaus wolle.

Damit ging die Frau zur Thüre hinaus und ließ den entmuthigten Candidaten allein in der Küche stehen.

„Mevrouw weigert sich hartnäckig," seufzte Klipper, in die Stube zurückkehrend; „was jetzt beginnen?"

„Was beginnen?" wiederholte der Knecht.

„Gewalt brauchen?“

„Gewalt!“ rief Selm, die Augenbrauen bis unter die Kopfhaare emporziehend.

„Nein,“ schüttelte Klipper den Kopf, indem er wohl einsah, daß seine Frau nicht gewohnt sei, einen Daumen breit in Dingen, die sie angingen, nachzugeben.

„Und doch glaube ich die Axt an den Stiel bringen zu können,“ bemerkte Selm.

„Dann verdienst Du eine silberne Uhrkette!“ versetzte Klipper, indem er seinen Spazierstock ergriff und das Zimmer verließ.

Es war noch nicht ganz dunkel geworden, so nahm Selm das Pferdegeschirr und ging damit in die Küche, um es dort zu reinigen und zu putzen. Während seiner Arbeit sang er mit so viel Gefühl, als in seiner Seele vorhanden war, das bekannte und rührende Lied:

„Leb' wohl, leb' wohl, vergiß mein nicht!“

Die Dienstmagd, welche Gemüse für den folgenden Tag zubereitete, wischte sich eine Thräne aus dem Auge und unterbrach den Sänger nach der ersten Strophe mit den Worten:

„Selm, was hast Du doch eine schöne Stimme! Mevrouw sagt immer, Du sängst wie ein Krammetsvogel!“

„Mevrouw hat ein feines Gehör,“ antwortete der Knecht, „auch hat sie einen feinen Geschmack und ein sehr feines Gefühl; und das braucht Einem nicht zu wundern, wenn man weiß, aus welcher Nation und

aus welcher Familie sie entsprossen ist.“ Er hielt hierbei das Auge seitwärts auf die Stube gerichtet; ohne Zweifel hatte Jufvrouw Klipper das Ohr am Schlüsselloch. Er sang sein Lied weiter, so rührend und andächtig, daß die Magd laut anfing zu schluchzen.

„Wenn ich je heirathe,“ sagte sie unter Thränen, „so will ich nur einen Mann, der eine schöne Stimme hat.“

„Auf mich darfst Du indeß niemals Rechnung machen!“ scherzte Selm.

— „Dir will ich gewiß nicht lästig fallen,“ erwiederte die Magd schnippisch . . . „aber was hast Du eigentlich gegen mich?“

„Du bist mir viel zu dick und mindestens einen ganzen Fuß zu kurz —

Kurz und dick hat kein Geschick!“

„Ja, ja! Du hast einen seltenen Geschmack!“ versetzte die Magd schmollend.

„Ich lobe mir nur große Frauen,“ entgegnete Selm mit Gleichmuth —

„Lang und schlank hat guten Gang!“

„Das muß ich sagen, Dein Geschmack ist vortrefflich!“

„Möglich! aber nimm es mir nicht übel; ich habe nun einmal eine Abneigung gegen kleine und starke Personen.“

Jufvrouw Klipper, die an der Thüre stand und lauschte, hatte Alles haarklein gehört, was Selm über die langen Frauen Rühmliches gesagt hatte. Bei

solchen Lobeserhebungen in der Stube zu bleiben, war nicht möglich. Sie ergriff ihr Nähwerk und setzte sich damit in die Küche zu Knecht und Magd, indem sie hoffte, daß Selm noch etwas Hübsches über die Größe der Frauen sagen werde.

„Was hast Du gegen das Mädchen, Selm?“ fragte sie lächelnd.

„O Nichts!“ gab Selm lachend zur Antwort; „sie zieht es sich zu Herzen, daß ich kurze dicke Frauen häßlich finde.“

Jufvrouw Klipper warf einen triumphirenden Blick auf ihre kurze dicke Küchenmagd.

Selm Sokker lauerte hinter dem vor ihm auf dem Tische stehenden Pferdegeschirr hervor; er dachte bei sich selbst, daß die Frau in der richtigen Stimmung sei, und daß er nur ihre Eitelkeit anzugreifen brauche, um sein Ziel zu erreichen. Er begann mit der Erzählung, die Nachbarfrauen hätten am verflossenen Sonntage ihr Sprechen über das hellgelbe Kleid mit den rothen Blumen der Jufvrouw gehabt.

„War die Seide nicht schwer genug?“ grinste die Jufvrouw Klipper; „die Nachbarschaft ist ein rechtes Klatschnest!“

„Ein rechtes Klatschnest!“ rief Selm in einem hohen Tone.

„Was hat man sich um meine Kleidung zu kümmern? Und was sagte das naseweise Volk weiter?“ fragte Jufvrouw Klipper.

Selm hustete einige Male, um sich zu besinnen,

verbarg sein Gesicht hinter dem Pferdegeschirr und gab zu verstehen, daß die Nachbarfrauen unter einander gefragt hätten, ob wohl der Glanz des Hausgeräths im Verhältniß zu den blitzenden Blumen auf dem gelben seidenen Kleide stände.

„Sollte man vielleicht auch das Verlangen haben, meine Möbel und mein Tischgeschirr zu sehen?“ fragte die Frau, indem ihre schwarzen Augen flammende Blicke durch die Küche schossen. Sie schwieg einen Augenblick und fuhr dann fort, die Lippen zusammenpressend:

„Soll ich mal rathen, wer diese Bemerkung gemacht hat? Die Frau des Feldmessers!“

„Herr du meines Lebens!“ rief Selm durch sein Pferdegeschirr; „Mevrouw trifft den Nagel immer auf den Kopf!“

„Die Frau des Feldmessers!“ rief Louise Leroux mit einem neidischen Lachen; „sie hat den Gang einer Ente und sieht aus, wie ein Mops.“

„Wie ein Mopshund!“ gurgelte Selm. „Auch behauptete sie, daß Niemand ein schöneres Kaffeeservice, schönere lackirte Dosen, Porzellan-Tassen und silberne Dessertmesser besitze, als der Rentmeister.“

Einen Augenblick blieb es still in der Küche. Frau Klipper hatte ihre Augen starr auf das zu Boden gefallene Nähwerk gerichtet; sie dachte darüber nach, wie sie es anzufangen habe, die Klatschmäuler aus der Nachbarschaft recht sehr zu beschämen und zu demüthigen. Ihr Geiz lag im heftigsten Streite mit dem

Verlangen, den Nachbarfrauen einen gehörigen Nasenstüber zu versetzen und ihrem Hause die Ehre wiederzugeben, welche ihm zukam.

„Es ist nicht das erste Mal, daß die Frau des Feldmessers sich herausnimmt, das Hauswesen von Mevrouw zu bekritteln,“ sagte Selm so leise, als ob er nicht wolle, daß man seine Worte vernehme.

Die Herausforderung war zu arg; Jufvrouw Klipper unterbrach den Sprecher:

„Wohlan, die Klatscherei muß ein Ende haben; auf nächsten Sonntag Nachmittag lade ich sämmtliche Nachbarfrauen und einige gute Bekannte zu einer Tasse Kaffee ein.“

„Die Uhrkette ist verdient!“ dachte Selm voll Freude über das Gelingen seines listigen Planes.

Wohlgemuth setzte er sein Liedchen fort und trug das geputzte Pferdegeschirr in den Stall zurück.

Siebentes Capitel.

Auf der Kaffee-Visite.

Erster Act.

Noch niemals war man im Hause Klipper's so beschäftigt gewesen als in diesen Tagen. Die Hausfrau scheuerte die Fußböden, putzte Kisten und Kasten, Tische und Stühle und Alles, was am folgenden Sonntag Nachmittag benutzt werden sollte.

Mynheer Bernhard ging in derselben Woche noch zweimal zur Stadt, um die Herausgabe des ersten Theils seiner Kindergedichte zu beschleunigen. Mit vieler Mühe zwang er dem Drucker das Versprechen ab, daß das Buch, welches bestimmt war, eine so wichtige Rolle zu spielen, einige Tage vor der Wahl erscheinen solle. Aus dem Comptoir der Druckerei lief er zum Redactions-Bureau des Wochenblattes, und erhielt von seinem ehemaligen Tischfreunde die Versicherung, daß man unbedingt nach den gegebenen Notizen dem Rentmeister ein Hagelwetter von Lästerungen an den Kopf werfen müsse, und daß dagegen

dem vielgeschmähten Herrn Klipper die Krone der Rechtschaffenheit und der Gelehrsamkeit gebühre. Während sich der Redacteur in den heftigsten Schmähungen und Drohungen gegen den Rentmeister ergoß, ließ Klipper achtlos eine Banknote von fünfhundert Gulden auf den Tisch gleiten, welche von dem Redacteur in der Hitze des Gesprächs als ein Stückchen Papier ohne Werth aufgenommen und zur Seite gelegt wurde. Während Klipper noch in der Stadt verweilte, um seine Geschütze möglichst scharf zu laden, war sein Knecht nicht minder eifrig thätig, um sich seiner Aufträge zu entledigen.

Obschon Jufvrouw Klipper deutlich zu erkennen gegeben hatte, daß sie die Absicht habe, nur die Nachbarfrauen einzuladen, ging Selm zufolge eines geheimen Winkes von seinem Herrn ohne Unterschied zu Allen, welche bei der Bürgermeisterwahl eine Stimme hatten. Ueberall setzte er zu seiner Einladung noch hinzu, daß Mevrouw es nicht vergessen möge, ihre Kinder mitzubringen, die sich mit dem kleinen Constant recht viel Vergnügen machen würden.

Am folgenden Sonntage, kurz nach Mittag, stand die Tafel bei Klipper bereit. In der Mitte prangte eine riesenhafte Pflaumentorte; an jedem der beiden Tischenden erhoben sich Berge von Butterschnitten und wohlriechenden Waffelkuchen; und zwischen diesen lebendigen Beweisen von Jufvrouw Klipper's Geschicklichkeit standen Teller mit Zwieback und spanischen Brödchen, Schüsseln mit Ochsenzungen und geräuchertem Fleisch,

so dünn geschnitten wie Löschpapier, und kristallene Schalen mit schneeweißem Aniszucker. Zu all' diesem denke man sich die kostbaren Porzellantassen, Kaffeekannen und Milchkännchen mit goldenen Rändern, die Dessertmesserchen mit silbernem Heft und blitzender Klinge, und man mußte bekennen, daß Jufvrouw Klipper stolz auf ihren Tisch sein konnte.

„Sieh, dort kommt die Frau des Notarius," rief Selm, der am Fenster stand.

„Was sehe ich?" rief Jufvrouw Klipper verwundert aus; „sie bringt ihre drei Kinder mit? Sollte sie sich nicht schämen, uns alle diese Eßsäcke in's Haus zu führen? Das ist eine Frechheit!"

„Eine Frechheit, ja," murmelte Selm zwischen den Zähnen, indem er die Thürklinke aufhob, um sich nöthigenfalls schnell aus dem Bereiche der Finger seiner Herrin begeben zu können; denn er glaubte bereits in ihrer Haltung und dem Tone ihrer Stimme die Anzeichen eines drohenden Unwetters zu bemerken.

„Himmel, bewahre und beschütze mich!" rief Jufvrouw im Tone einer Schildwacht, die eine starke feindliche Patrouille ankommen sieht; „dort an der Ecke kommt die Frau des Hufschmieds mit ihren zwei Kindern, oder besser mit ihren beiden Straßenräubern an der Hand! Und dort ist die Frau des Lehrers mit ein . . . zwei . . . drei . . . vier Jungen und einem Mädchen! Warum bringt sie das sechste, welches in der Wiege liegt, nicht auch noch mit? . . . O Selm!

Selm! Ich unglückliche Frau! Wer hat all' diese kleinen Schmarotzer eingeladen? Selm!"

Der Knecht, nicht ohne Grund beunruhigt durch das Geschrei der Frau, welches ihm wie das Knallen einer geschwungenen Fuhrmannspeitsche um die Ohren klang, war bereits zur Thür hinaus.

„Selm! o der Dummkopf!" fuhr die Hausfrau mit steigender Ungeduld fort; „ich will durchaus nicht die kleinen Taugenichtse und besonders die Aepfeldiebe des Hufschmieds in meinem Hause wissen! Und wo ist Klipper? Nein, nein! das soll nicht geschehen, so lange ich noch das Regiment in meinem Hause führe!... Klipper! Klipper! wo bist Du?"

Klipper hatte sich auf dem Boden versteckt und bei sich selbst überlegt, daß es am rathsamsten sei, wenn er das Hagelwetter über seinen Knecht allein sich entladen lasse und erst zum Vorschein käme, wenn die Luft wieder rein und ruhig sei.

„Und dort längs dem Plankenzaun kommt die Frau des Feldmessers nebst zwei Mädchen und zwei Knaben!" schrie Jufvrouw Klipper in einem unbeschreiblichen Tone der Verzweiflung. „Und dort wieder . . . und da . . . und dort . . . immer mehr Volk! Herr! . . . die gehören ja nicht einmal zu unserer Nachbarschaft! Und Kinder, Kinder überall! Was soll ich anfangen? Klipper! . . . Selm! . . . Habt Ihr denn beschlossen, mich heute wahnsinnig zu machen?"

Sie vergoß Thränen vor Ungeduld und Aerger

und rief mit den Füßen stampfend auf's Neue, wo Selm sei und wo ihr Mann bleibe.

Während die verstörte Hausfrau einen angstvollen Blick auf ihren Tisch warf, der sicher unzureichend war für die Wolken von Frauen und Kindern, welche auf ihr Haus anrückten, öffnete sich die Zimmerthür, und herein ergoß sich die Fluth der geladenen Gäste! Zehn Minuten später war das Gemach schon so mit großem und kleinem Volke angefüllt, daß man sich genöthigt sah, noch einen zweiten Tisch herbeizuholen und alle Stühle aus dem ganzen Hause zusammen zu schleppen.

Nie hatten die Augen der edlen Hausmutter so wild gefunkelt, nie war ihr heißes französisches Blut so empört durch die Adern geströmt, als in diesem Augenblicke. Der Wirrwarr, welcher in der Stube herrschte, das Geschnatter der Frauen, das Geschrei der Kinder, das Alles brachte sie fast um ihren Verstand. Sie faßte ihren Kopf zwischen beide Hände und flüchtete zur Thür hinaus in die Küche.

Als sie eben die Stube verlassen hatte, schlüpfte Selm zu einer anderen Thür herein und brachte einige Ordnung in die verworrene Menge, indem er die Frauen ersuchte, Platz zu nehmen und die Kinder auf den Hof hinaus lockte.

Die entmuthigte Hausmutter saß am Küchenfenster und sah die Kinder wie einen Schwarm Hummeln über den Hof schwärmen. Plötzlich stieß sie einen Schrei des Entsetzens aus, sprang erschrocken von

ihrem Sitze auf und rief um Hülfe. Was erblickte sie, das sie so heftig berührte?

Das Söhnlein des Hufschmieds, einer der berüchtigsten Straßenbuben des Dorfes, hatte im Stalle das Pferd Mynheer Klipper's losgebunden, war auf den Rücken des Thieres geklettert und kam so unter dem allgemeinen Jubel der Kinder triumphirend auf den Hof hinausgeritten. Der älteste Sprößling des Notarius Molhoven, ein Bengel der ärgsten Art, folgte, mit der Peitsche des Hausknechtes bewaffnet, und hieb dem Pferde klatschend um die Flanken.

Der wilde Ardenner hob sich wiehernd auf die Hinterfüße und der Sohn des Hufschmieds begann erbärmlich um Hülfe zu schreien. Die Kinder jauchzten, lachten und schlugen in die Hände; der Notariussohn hatte seinen Tausendspaß an der Todesangst des schreienden Reiters und hieb immer wüthender auf den Gaul ein. Der hitzige Ardenner schlug grimmig mit den Hinterfüßen aus, steckte den Kopf zwischen die Vorderbeine und schleuderte den vermessenen Reiter, doch ohne ihm zu schaden, zehn Schritte weit auf einen Düngerhaufen.

Jetzt kam Selm herbei, um dem Scandal ein Ende zu machen; er fing das Pferd ein und führte es in den Stall zurück. Darauf trieb er die Kinder wieder auf den Hof.

„O diese Taugenichtse des Notarius und des Hufschmieds!" seufzte Jufvrouw Klipper, indem sie beide Hände auf ihr klopfendes Herz preßte und sich wieder setzte.

Die Magd kam und fragte, ob sie den Kaffee auftragen solle; die Gäste hätten sich sämmtlich um den Tisch gesetzt. Frau Louise nickte beinahe gleichgültig „ja“ und trat dann auch in das Gesellschaftszimmer, wo es fast eben so lärmend herging wie auf dem Hofe draußen.

Wenn der Leser schon in einem einfachen, altfränkischen Dorfe einer Kaffeepartie beigewohnt hat, so kann er sich von dem Geräusch, dem Geschnatter, dem Gekicher, welches in der großen Stube Mynheer Klipper's herrschte, eine Vorstellung machen; denn es waren nicht weniger als fünfzig Weiber zugegen. Als der Kaffee aufgetragen wurde, dessen süßer Duft sich sofort rings verbreitete, entstand eine momentane Stille; es war die feierliche Ruhe, welche auf dem Schlachtfelde dem Kampfe voran geht.

Die Berge der Butterschnitten wurden herum gereicht und verschwanden in einem Augenblicke von den gewaltigen Schüsseln.

Man hörte das anhaltende Geklapper der Tassen und das Geklirr der silbernen Theelöffelchen, welche die Zuckerdosen der Jufvrouw Klipper leerten.

Die Hausfrau sah mit einem wehmüthigen Blicke die entsetzliche Verwüstung an und bebte bei dem Gedanken, daß voraussichtlich bald der kleine Vorrath an Backwerk und Fleisch von der ungeahnten Anzahl der hungrigen Mägen verschlungen sein werde.

Als das letzte Stückchen der letzten Bretzel und das allerletzte Stück der allerletzten Waffel verschwun-

den war, machte sich der Knecht bereit, die Pflaumentorte zu zerlegen. Flüchtig überzählte er leise die anwesenden Weiber, aber unschlüssig drehte er das Messer in der Hand herum; denn er wußte nicht, wie er es anzufangen habe, um Jeder ein Stückchen zukommen zu lassen. Er sah es wohl, daß jeder Mund nach der Torte wässerte; aber sie war zu klein und die Anzahl der Liebhaber zu groß!

Unter dem Spiegel, der oberhalb des Kamingesimses hing, stand eine Gruppe von Frauen und an deren Spitze die Ehehälfte des Notarius; diese hatte ihre Augen fest auf den Hausknecht gerichtet, der die Pflaumentorte in eine große Anzahl gleichmäßiger Stücke zerlegte.

„Jufvrouw Klipper backt feine Torten!“ flüsterte die Frau des Feldmessers.

„Was wäre wohl hübscher als eine Torte?“ fragte die Frau des Notarius vor sich hin.

„Zwei oder drei Torten!“ antwortete die Ehehälfte des Hufschmieds.

Diese Auflösung des Räthsels wurde mit einem allgemeinen Gekicher belohnt, das man durch die vor den Mund gehaltenen Schürzen und Taschentücher zu dämpfen suchte.

Selm zählte mit der vorgehaltenen Messerspitze seine Gäste und dann die Stückchen von der Pflaumentorte. Er theilte jedes Stückchen auf's Neue in zwei Theile und murmelte dabei, daß er keinen Rath wisse.

Jufvrouw Klipper saß auf ihrem Stuhle und

starrte in den großen Spiegel, der ihr gegenüber hing, im Herzen die mitleidslosen Weiber verwünschend, welche ihr Gespötte trieben über die winzigen Schnittchen der Pflaumentorte und über die Verlegenheit des armen Selm.

Louisens Blut brodelte wie ein kochender Kessel, und ihre schwarzen Augen schossen Feuerstrahlen auf die Gruppe der sechs Frauen, die sich auf ihre Kosten so herzlich Spaß machten. Eben wollten die Frau des Notarius, die Gemahlin des Feldmessers und noch vier Andere nach dem zerlegten Leckerbissen langen, und der lange verhaltene Grimm der Hausfrau war im Begriffe, gleich einer niedergefallenen Bombe zu explodiren: da erhob sich auf dem Hofplatze ein wüster, beunruhigender Lärm.

Jufvrouw Klipper lief besorgt hinaus, gefolgt von vier ebenso besorgten Hausmüttern. Die Knaben sprangen jauchzend und lärmend in wildem Durcheinander auf dem Platze umher, ohne sich um die Mädchen zu kümmern, welche schreiend und weinend in einer Gruppe zusammen standen und laut über das Unglück einer ihrer Gespielinnen klagten, die mit blutendem Gesichte ausgestreckt am Boden lag.

Das Kind war aus der Schaukel gefallen und hatte sich stark verletzt. Die Spielgenossen versicherten, der kleine Constant, das liebenwürdige Söhnlein Mynheer Klipper's, habe muthwilliger Weise das Seil durchgeschnitten und so den Unfall veranlaßt.

Allein der kleine Klipper schien wenig Gefühl für die Schmerzen der Verunglückten zu haben, die blu-

tend und stöhnend in den Armen ihrer weinenden Mutter lag; denn er stand bereits mit seinen Spielgenossen in der Mitte des Hofes unter dem großen, mit reifen Früchten bedeckten Birnbaume. Zwei der Knaben hatten den Baum erklettert, füllten sich die Taschen und warfen einen Hagel von Birnen herunter.

Klipper's Sohn, der sich hier in seiner Gerechtsame gekränkt fühlte, war mit einer Vitsbohnenstange bewaffnet und schlug den kleinen Räubern mit aller Macht um die Beine.

So oft der Stock sein Ziel traf — und Constant schlug selten fehl, denn er besaß eine geübte Hand — schrien die Buben auf dem Baume Zeter und Mordio, während vierzig Jungen drunten jauchzten und jubelten und den jungen Eigenthümer anfeuerten, tapfer drauf zu schlagen; sie brannten vor Begierde, die jungen Obstdiebe vom Baume herabstürzen zu sehen.

Und das wäre jedenfalls auch passirt, wenn die Frau des Hufschmiedes solches nicht verhindert hätte. In dem Augenblicke, als der junge Herr Klipper im Begriffe stand, den höchst wahrscheinlich entscheidenden Schlag zu führen, ergriff sie ihn beim Ohrläppchen, und applicirte ihm eine schallende Ohrfeige. Die Frau des Feldmessers, deren Töchterchen der kleine Taugenichts so gewaltthätig aus der Schaukel geworfen hatte, vollendete die Strafe, indem sie ihn am andern Ohre zog und ihrerseits auch eine derbe Maulschelle hinzufügte.

Der kleine Constant war aber nicht gewohnt, dergleichen Erniedrigungen so ruhig über sich ergehen zu lassen, ohne einen Versuch zu machen, sich zu rächen. Während Thränen der Wuth über seine hochrothen Wangen liefen, versetzte er der Frau Feldmesser so grimmige Hiebe mit seiner Stange um die Beine, daß sie zur Erde fiel; der Hufschmiedsfrau trat er die Schienbeine wund.

„Welch' ein garstiger Bengel!" rief die Letztere, vor dem wuthschnaubenden Knaben zurückweichend.

„Welch' ein Erztaugenichts!" schrie die Frau des Feldmessers, derweil sie aufstand und nach ihrem verstauchten Fuße griff.

„Constant, komm hierher, Kind!" rief Jufvrouw Klipper mit einer Stimme so sanft, wie sie ihr nur zu Gebote stand; „die großen Kinder sind so roh, sie werden Dir noch wehe thun, komm, mein Söhnchen!"

„Seid nicht so bekümmert um Euer Söhnchen," sagte die Eine spöttisch; „Kinder von diesem Schlage haben keinen Beschützer nöthig!"

„Wenn ich das Glück hätte, Deine Mutter zu sein . . . ." rief die Andere mit der Faust drohend.

„Mein Kind hat ein friedsames Gemüth!" fiel ihr Jufvrouw Klipper in's Wort.

„Sehr friedsam! über die Maßen!" spöttelten die Frauen.

„Der arme Junge thut niemals einem Thiere was zu Leide, nie braucht man ihn zu strafen," sagte die Mutter, ihr Söhnchen bei der Hand nehmend.

„Heute thut Ihr sicher am vernünftigsten, wenn Ihr ihn ohne Essen und Trinken in's Bett jagt!" keifte die Frau des Feldmessers. „All' mein Lebtag habe ich solch' einen Schlingel nicht gesehen."

„Und schließt ihn vorher vier Stunden zur Strafe in den Keller ein," rief die Frau des Hufschmiedes.

„Ich habe von Niemandem Rath nöthig, wie ich mein Kind erziehen soll," antwortete Jufvrouw Klipper mit einem giftigen Blicke auf die beiden Nachbarfrauen.

„Ich würde mich schämen, meine Kinder derart zu verhätscheln!" rief die Feldmessersfrau. Sie stemmte beide Hände in die Hüfte und setzte ein paar Augen auf wie ein erzürnter Haushahn.

„Ich würde mich schämen!" bestätigte die Schmiedmeisterin.

Jufvrouw Klipper schlug ihren Kopf in den Nacken, nahm ihr Söhnlein bei der Hand und entfernte sich, indem sie dasselbe leise fragte, warum es doch mit so gemeinen Kindern spiele.

Doch wie leise diese Worte auch gesprochen waren, ihre beiden Nachbarinnen hatten sie deutlich verstanden.

„Mein Kind ist doch wohl so gut, wie das Eure, dächte ich!" schrie die Frau des Hufschmieds, indem sie so roth wurde, wie ein glühendes Hufeisen.

„Wo meine Kinder sind, da braucht sich der Sohn Klipper's durchaus nicht zu schämen!" krächzte die Ehehälfte des Feldmessers; „oder sollten wir ...pper's Nardus nicht mehr kennen? Ich glaube doch,

daß ein Geometer einen elenden Farbenquast wohl aufwiegt!"

„Ein Hufschmied ist doch gewiß eben so viel werth als ein schmieriger Anstreicher!" rief die Schmiedefrau mit tiefer Verachtung. „Eine herrliche Race! Ich habe den Vater Eures Mannes gekannt, so gut wie Euch selbst. . . . . Bonifacius Klipper! Ha, ha! der arme Teufel! Wenn er je ein Hemd auf dem Leibe hatte, so war es sicher gebettelt!"

„Ich sehe ihn noch daher laufen mit seinem Pinsel uud Farbentopfe!" spöttelte die Frau des Feldmessers weiter; „Bonifacius Klipper, der kaum so viel verdiente, um nicht vor Hunger und Elend umzukommen."

„Und was mich persönlich angeht," versetzte die Meisterin mit steigender Erbitterung, „so glaube ich wohl ebenso gut zu sein wie die Tochter eines verlaufenen Franzosen, die vielleicht wohl eine Hand voll Geld, aber sicher nicht mehr Ehre im Leibe hat, als unser Eins!"

Bei diesen Worten schlug sich die erhitzte Schmiedefrau mannhaft mit der geballten Faust vor die Brust.

„Ich würde vor Scham in's Mauseloch kriechen, wenn mein Familienname keinen besseren Klang hätte als der Name eines fremden französischen Landstreichers!" rief die Frau des Feldmessers. Sie hatte eine herausfordernde Haltung angenommen und warf kühne Blicke auf Louise Leroux.

„Und die will Frau Bürgermeisterin werden!"

höhnte die Frau des Hufschmieds unter einem schallenden Gelächter.

„Welche Anmaßung!“ rief ihre Freundin in demselben beleidigenden Tone.

Jufvrouw Klipper befand sich an der Grenze ihrer Geduld. Ihre Augen schossen Feuerfunken, und in ihrer Hand bebte ein abgebrochener Baumzweig, auf den sie sich zufällig gestützt hatte. Sie hielt ihr Söhnchen fest bei der Hand und murmelte davonschreitend, daß sie sich für zu gut halte, mit so gemeinem Volke zu verkehren.

Ein doppelter Schrei der tiefsten Entrüstung beantwortete ihre unvorsichtige Aeußerung. Die starkgebaute Schmiedefrau, welche zur Zeit der Noth wohl den Vorhammer handhabte, sprang mit hocherhobener Faust vor Jufvrouw Klipper, während die Gemahlin des Feldmessers, ein kleines, untersetztes Frauchen, wie ein erzürnter Mopshund um die beiden Weiber keifend herum lief.

„Henker, was geht dort im Hofe unter dem Birnbaume vor?“ so fragte sich Mynheer Klipper, der mit steigender Unruhe von Ferne den Zwist zwischen den drei Weibern entbrennen sah. Der Hufschmied und der Feldmesser waren beide Wahlberechtigte. Der Erstere war erfahrungsmäßig ein Mann, der für seinen Candidaten mit Blut und Leben einstand, zu Gunsten desselben in der Herberge mit der Faust auf den Tisch schlug wie in seiner Schmiede mit dem Hammer auf Amboß; der Zweite war ein durchtriebener Mann,

der eine besondere Geschicklichkeit darin besaß, die Wähler umzustimmen, deren Stimmzettel mit Geld und Versprechungen zu verwechseln, und bereits mehr als einmal durch seine betrügerischen Kniffe den Candidaten der Gegenpartei aus dem Felde geschlagen hatte.

Der Hufschmied war ein heldenmüthiger Vorkämpfer, der auf halbe Tage seine Schmiede verließ, um in den Herbergen für seinen Candidaten Propaganda zu machen; der Feldmesser war ein pfiffiger und ausharrender Intriguant, der den Parteigeist in der Gemeinde bewunderungswürdig zu leiten wußte.

Klipper nannte den Letzteren in seiner dichterischen Laune eine Schlange, welche mit zäher Geduld in ihrer Höhle lauere, unsichtbar durch das Gras schlüpfe, und sich langsam aber sicher ihrer Beute bemächtige.

Die Frauen solcher Wähler gegen sich zu haben, schien ihm für seine Wahl sehr verhängnißvoll zu sein. Er lief Hals über Kopf nach dem Birnbaume, wo der Zwist der Weiber so heftig geworden war, daß kein Mensch voraussehen konnte, wie das Ende ablaufen werde. Sein Herz schlug so gewaltig, sein Gesicht war so todtenbleich, und seine Bewegungen waren so leidenschaftlich und wild, als ob er ankäme die Nachricht zu bringen, das Vaterland sei verloren.

„Um Gottes willen, Louise!" rief er flehend, indem er athemlos herbeistürzte.

Es war die höchste Zeit, daß Klipper unter dem Birnbaume erschien; zwei Minuten später hätte sich

unfehlbar Etwas ereignet, was wahrscheinlich für die Wahl und sein späteres Leben von Entscheidung gewesen wäre. Ja, es war Zeit! denn seine erzürnte Frau, schwer gereizt durch die Spottreden ihrer Nachbarinnen, hatte ihre Hand mit dem abgebrochenen Baumzweige hoch erhoben und stand kampfbereit mit funkelnden Augen vor ihren Gegnerinnen.

Die Frau des Hufschmieds hatte die Hände auf die Hüfte gestemmt; in einer malerischen Haltung warf sie Blicke voll Stolz und Verachtung auf ihre Feindin und schien die Vermessene herauszufordern, eine Hand oder einen Finger nach ihr auszustrecken.

Die zwerghafte Frau des Feldmessers sprang wie eine Katze nach der erhobenen Waffe der Jufvrouw Klipper in die Höhe; allein sie konnte kaum deren Schulter trotz ihrer Sprünge erreichen.

„In's Himmels Namen, Louise!" rief Klipper, indem er ihr die Waffe aus der Hand riß.

Jetzt begann eine verworrene Erklärung dessen, was vorgefallen war. Klipper's Ohren schwirrten. Mit einer dreifachen Fluth von Scheltworten wollte Jede beweisen, daß sie Recht habe. Die Kinder schrieen mit ihren gellenden Stimmen zwischen die unverständlichen und in der Tonlage immer höher steigenden Anklagen und Vertheidigungen der Mütter. Der Kettenhund fing laut an zu heulen, und die Hühner auf dem Hinterplatze erhoben ein zwanzigfaches Gegacker bei dem zunehmenden Lärm.

Klipper hielt sich mit den Fingern die Ohren zu.

Er zog sein Söhnchen, die Ursache des Streites, zur Seite und brachte so seine ergrimmte Frau glücklich vom Kampfplatze.

„Louise, was bist Du doch unvorsichtig!" flüsterte er seiner Frau in einem bittenden Tone in das Ohr; „weißt Du denn nicht, daß der Feldmesser und der Hufschmied die stärksten Triebfederu zu unserm künftigen Glücke sein müssen?"

Jufvrouw Klipper warf ihm unter den tief herabgezogenen Brauen hervor einen über alle Maßen spöttischen Blick zu und schritt langsam majestätisch davon, ungefähr wie ein streitlustiger Hahn, der durch seinen Herrn verjagt, sich mit Widerwillen von dem Kampfplatze entfernt.

Klipper bat seine beiden Nachbarfrauen demüthig um Verzeihung. Er schob die Schuld von dem Vorgefallenen auf das aufbrausende französische Blut seiner Frau; er versicherte, daß sie zuweilen einer ungewöhnlichen nervösen Reizbarkeit unterworfen sei, wodurch er selbst mehr als jeder Andere zu leiden habe.

Den lieben Kleinen, welche er die Schlachtopfer der Bosheit seines Sohnes nannte, steckte er die Taschen voll Zuckerbirnen und brachte in einem Augenblicke die anfgeregten Gemüther zur Ruhe. Nie in seinem Leben hatte er eine so außerordentliche Liebenswürdigkeit offenbart, als heute, wo es galt, die Frauen der beiden einflußreichen Wähler dahin zu bringen, daß sie die Beleidigungen der Jufvrouw Klipper vergaßen. Er lobte und schmeichelte, er rühmte laut die Geschick-

lichkeit des Hufschmieds und die Klugheit des Feldmessers und prophezeite, daß die Kinder der beiden ausgezeichneten Bürger schon in der Wiege zu hohen Ehrenstellen in der menschlichen Gesellschaft bestimmt seien. An jedem Arme hatte er eine der beiden Nachbarfrauen hangen, und so wandelten die Drei freundschaftlich den Hof auf und ab. Klipper versprach ihnen je einen Scheffel der besten Winterbirnen und gegen Frühjahr einen Vorrath Samen von den seltensten Blumen, den er bei dem größten Handelsgärtner der Hauptstadt bestellt habe.

Darauf führte er die zwei Frauen, welche sich durch die freundliche Herablassung des reichen Klipper nicht wenig geschmeichelt fühlten, im Hause herum und zeigte ihnen sämmtliche Möbel, Kisten und Kasten, welche in den bunt tapezirten Zimmern des zweiten Stockwerks zu finden waren. Er zeigte ihnen die Rollen Leinewand, die schneeweißen Tischdecken, die silbernen Tischgeschirre, die Diamanten der Jufvrouw Klipper; er lud die beiden schmunzelnden Frauen ein, sich auf die Mahagonistühle mit Sprungfeder-Sitzkissen zu setzen, worauf die überraschten Nachbarfrauen mit verwundertem Aufschrei empor wippten.

Dann brachte er sie vor die Confitürentöpfe seiner Frau, ließ sie die Quitten- und Aepfel-Gelée versuchen und füllte ihnen die Sacktücher mit getrockneten Aepfeln und den besten Pflaumen, woraus Jufvrouw Klipper die duftigen Torten zu bereiten verstand.

Er führte die von Dankbarkeit und Verwunder-

ung durchdrungenen Frauen in seine Studirstube und declamirte mit dem ganzen Gefühle seiner Dichterseele eins seiner rührendsten Gedichte. Die schwarze Frau des Hufschmieds weinte tief ergriffen in die vorgehaltene Schürze, und die Frau des Feldmessers sank, im tiefsten Innern getroffen von der Haltung und dem Gestus des Dichters, schluchzend auf einen Stuhl nieder.

Achtes Capitel.

Auf der Kaffee-Visite.

Zweiter Act.

Während Klipper mit großem Wohlgefallen die Lobsprüche der zufrieden gestellten Nachbarfrauen aufnahm, entstand unten im Hause ein entsetzliches Gelärm. In vier Sprüngen stand der erschrockene Hausherr in dem Hausflur, um zu erfahren, was es gäbe.

Die ganze Schaar Kinder stürmte in buntem Gewirr durch die Küche und versuchte, in den Festsaal einzudringen. An der Spitze stand Constant, sein Söhnchen, der zum Zeichen seines Oberbefehls einen hölzernen Säbel in der Hand trug. Jufvrouw Klipper stand in der Thür; sie erschöpfte den ganzen Vorrath ihrer süßesten Worte und gab die schönsten Versprechungen, um die jugendlichen Gäste zurück zu halten. Schon war sie auf dem Punkte, die lebendige Menge zum Rückzuge zu bewegen, als Constant die von Selm in Stücke geschnittene, süßduftende Pflaumentorte zu Gesicht bekam. Wie eine Eidechse schlich er an der

Seite seiner Mutter vorbei und sprang mit emporgehobenem Säbel triumphirend in das Gemach hinein. Das Beispiel des Anführers wirkte entscheidend auf die ganze Schaar; wie sehr sich auch die entsetzte Hausmutter anstrengte, die kleinen Belagerer zurückzuhalten, in einem Augenblicke wimmelte die bereits von den Weibern angefüllte Stube von der Unzahl kleiner Schreihälse. Der kleine Constant schlug mit seinem Säbel über die Schüssel mit der Pflaumentorte, welche die Magd eben herumreichte, so daß die Stücke nach allen Richtungen durch die Stube flogen. Im Nu stürzten sich die Buben wie ein Schwarm Wespen auf die zerstreuten Brocken, welche in einem Augenblicke verschlungen waren.

Jufvrouw Klipper stieß einen markdurchdringenden Schrei aus, und beinahe schwarz vor Zorn griff sie nach den Kindern des Notarius, die sie als die böswilligen Anstifter der ganzen Uebelthat ansah.

Die Frau des Hufschmieds hatte bemerkt, daß ihre beiden Söhnchen, welche von dem unverbesserlichen Constant zur Seite gestoßen waren, kein Bröckchen von der Pflaumentorte errafft hatten.

„Arme Kinder!“ murmelte sie mitleidig, indem sie mit der einen Hand eine Dose mit Pfefferkuchen und mit der andern ein Glas mit Aniszucker ergriff.

Das Beispiel der guten Mutter war ansteckend; in einem Augenblicke war das letzte Dessertstückchen und das letzte Aniskörnchen verschwunden.

Der kleine Constant schrie aus aller Macht nach

seinem Antheil von der geräucherten Ochsenzunge und riß gewaltsam dem Söhnchen der Frau Molhoven ein Stück Pfefferkuchen aus der Hand. Der Knabe beantwortete diese Beleidigung mit einem Wuthgeheul und einem mächtigen Faustschlag, der das Blut aus der Nase seines Angreifers trieb.

Es würde kaum möglich sein, die Scene, welche jetzt in dem Festgemache sich entwickelte, in ihrer Wirklichkeit zu schildern. Die Mädchen, erschreckt durch das Zetergeschrei, welches der Sohn des Hauses anhub, fingen an zu weinen und klammerten sich an ihre Mütter fest; die Knaben kletterten auf Stühle und Tische, um besser sehen zu können, was vorging. Die älteren Buben nahmen Partei, diese für den Sohn des Hauses, jene für seinen Gegner; bald standen sich zwei lärmende Gruppen kampflustig gegenüber.

Als Jufvrouw Klipper das Blut aus der Nase ihres Lieblings fließen sah, sprang sie mit einem Schrei der Entrüstung und mit drohenden Geberden auf.

„Du unterstehst Dich, mein Kind zu schlagen?“ schrie sie, den kleinen Molhoven am Arme ergreifend.

Der Junge jammerte voller Angst nach seiner Mutter.

„Armer Junge!“ rief diese, herbeischießend; „warum hätte er Euer Kind schlagen sollen?“

„So, nehmt den Schlingel noch in Schutz!“ keifte ihr die erzürnte Hausfrau entgegen.

„Schlingel? mein Kind ist nicht im Stande, dem Eurigen ein Leid zuzufügen,“ gab Jufvrouw Molhoven

zurück; „wer dürfte auch mit Eurem Herrn Söhnchen anbinden?" Sie schloß ihre Frage mit einem spöttischen Gelächter.

„Herr Söhnchen!" wiederholte Jufvrouw Klipper, die vor Zorn und Scham abwechselnd bleich und feuerroth wurde.

„Der junge Herr Klipper ist ein Engel!" spottete die Notariusfrau fort.

„Armes Schaf!" sagte Jufvrouw Klipper, indem sie einen Kuß auf das blutende Gesicht ihres Söhnchens drückte; „der Knabe ist so gut und so sanftmüthig, als er groß ist."

„Ueber mein Kind kann sich Niemand beklagen!" versetzte die Frau des Notarius heftig; „es ist die Gutmüthigkeit selbst, gerade wie sein Vater."

„Gut und sanftmüthig!" scherzte die Hausfrau; „dann wäre er in einem fremden Hause, wohin ihn Niemand gerufen hat, weniger frech und zudringlich."

„Ich bleibe keinen Augenblick länger hier!" rief die Notariusfrau, bleich vor Beschämung bei dieser schmählichen Aeußerung.

Mynheer Klipper drängte sich in diesem Augenblick durch den Haufen Kinder und flüsterte der Notariusfrau flehend in's Ohr:

„Ich bitte Euch, nehmt es nicht übel, daß . . ."

„Nein, Mynheer, das vertrage ich nicht!" unterbrach ihn die beleidigte Frau mit Würde; „ich bleibe keinen Augenblick mehr in Eurem Hause."

„Beruhigt Euch, wertheste Jufvrouw!" bat der

beängstigte Hausherr immer flehentlicher; „ich versichere Euch, daß . . .“

„Mich beruhigen, bei einer so himmelschreienden Gemeinheit!“ rief Jufvrouw Molhoven, indem ihr die Thränen aus den Augen brachen; „o, wenn mein Mann das wüßte!“

„Ich versichere Euch, daß es meine Frau so übel nicht meint.“

„Welch' eine Beleidigung!“ fuhr Jene fort; „ich freue mich, daß der Wahltag nahe ist.“

Klipper erbleichte bei dieser Drohung; sie klang in seinen Ohren furchtbarer, wie der stärkste Donnerschlag im Gebirg.

„Ich hoffe doch nicht . .,“ stammelte er.

„Die eine Freundschaft ist der andern werth!“ schluchzte die beleidigte Frau.

Klipper stand rathlos da. Es kam ihm in diesem Augenblicke vor, als ob die Notariusfrau das Glück seines Lebens in der Hand halte und es ohne Mitleiden der Vernichtung preisgeben wolle.

„Vergebt es meiner Frau,“ stammelte er weiter; „sie kennt die Welt nicht, und . . .“

„Die Welt!“ rief die Notariusfrau zugleich lachend und weinend; „woher sollte sie die auch kennen?“

„Komm, Gustav,“ sagte Klipper, dem plötzlich ein guter Gedanke einfiel, „komm, mein Junge, ich habe ein wunderschönes Bilderbuch für Dich.“

Der Knabe ließ sich das nicht zweimal sagen, und während er mit dem besorgten Hausherrn fort-

ging, nahm seine Mutter, um ferneres Aufsehen zu vermeiden, auf einem Stuhle in der Ecke Platz.

Einige Minuten hindurch war Alles mäuschenstill in der Stube; die Kinder waren wieder auf den Hof hinaus gesprungen, und die Gäste saßen unter dem Eindruck der stattgehabten Scene und sahen einander stillschweigend an.

„Und Die will Bürgermeisterin werden!“ sagte endlich Jufvrouw Molhoven mit Bitterkeit. Sie trocknete die Thränen von ihren Wangen und sah mit einem drohenden Blick nach dem Platze hinüber, wo Jufvrouw Klipper soeben gesessen hatte.

„Gott bewahre uns davor!“ entgegnete die Frau des Dorfbarbiers, welche der Partei des Rentmeisters heimlich stark zugethan war.

„Niemals soll Die Bürgermeisterin werden!“ schmollte die Notariusfrau mit einem unnachahmbaren Spitzmäulchen.

„Mynheer Klipper ist ein braver Mann,“ fuhr die Barbiersfrau fort, „aber die Jufvrouw ist keinen Schuß Pulver werth.“

„Sie ist unverträglich, wie ein Spitz!“ bemerkte eine Andere.

„Darum bekommt er auch unsere Stimme nicht!“ rief die Notariusfrau, mit dem Zeigefinger auf den Tisch klopfend.

„Die unsrige auch nicht!“

„Die unsrige noch weniger!“

„Ich hätte noch lieber . . . .“

„Die Bürgermeisterin? .... So lange ich noch ein Wort im Hause mitzusprechen habe, geschieht das nicht!“

„Lieber stimme ich zwanzigmal für Mynheer Overwyck.“

„Der ein ordentlicher und gescheidter Mann ist!“

„Dessen Frau ein Vorbild von Einfachheit und Leutseligkeit ist!“

„Eine echte Haushälterin ist sie!“

So schnatterten die Weiber im Durcheinander gegen den armen Candidaten.

„Bei uns ist man noch unentschieden,“ sagte die Frau des Polizeidieners, „aber jetzt, da ich gesehen habe, wie es hier zugeht . . .“

„Mein Mann ist noch stets im Zweifel,“ sprach die Frau des Gemeinderendanten beißend; „aber ich versichere Euch, daß niemals in meinem Hause für einen Strauchdieb gestimmt wird.

„Ein Strauchdieb!“ wiederholte mit tiefer Verachtung die Rentmeistersfrau.

„Ein Strauchdieb!“ quikten, schnatterten und miauten zwanzig feine Stimmchen spottend zu gleicher Zeit.

„Alles ist verloren! rief Selm, der Knecht, der keuchend zu seinem Herrn gelaufen kam. Er erzählte diesem das Gespräch zwischen den aufgebrachten Weibern in der Visitenstube.

„Alles ist verloren!“ wiederholte Klipper ganz muthlos.

Herr und Knecht standen sich schweigend, mit

gebeugtem Haupte und herniederhangenden Armen gegenüber.

„Weißt Du keinen Rath, Selm?“ fragte Klipper mit einem tiefen Seufzer.

Selm, der einen sehr erfinderischen Kopf hatte, bedachte sich einen Augenblick und sagte zaudernd:

„Hat Mynheer keinen guten weißen Wein im Keller?“

„Ja, aber wie kann man all' diese Weiber mit einem so theuren Tranke bewirthen?“ antwortete Klipper, verwundert aufsehend bei einem Vorschlage, dessen Ausführung unbedingt die Börse und den Geiz der Jufvrouw Klipper sehr empfindlich berühren mußte.

„Ich wollte die Begeisterung der Frauen erwecken,“ versetzte der Knecht.

„Dazu könnten die Kinder zum zweiten Male in die Stube einbrechen,“ sprach der Hausherr besorgt; „wie würde das meine Frau aufnehmen? Nein, wahrlich! ich darf nicht.“

„Könnt Ihr die Jufvrouw nicht hierher rufen und sie für eine Stunde in dem Zimmer einsperren?“ wagte der Knecht zu bemerken.

„Wie, was? nein, lieber werde ich gar nicht Bürgermeister!“ rief Klipper erschrocken ob diesem ungeheuerlichen Vorschlag.

Selm stand einige Augenblicke unbeweglich und in tiefem Nachdenken, den Zeigefinger der rechten Hand an die Nase legend.

„Die Gäste gehen fort,“ sagte er dann; „sie

werden das Geschehene niemals vergessen . . . . der heutige Tag beschließt den Sieg der Wehrwölfe!"

„Nie und nimmer!" rief Klipper, die Hände leidenschaftlich emporhebend.

„Nie und nimmer!" rief Selm in demselben Tone und mit derselben Geberde.

„Lieber gebe ich meinen ganzen Weinkeller zum Besten," sagte Klipper entschlossen; „geh, Selm, aber sorge dafür, daß Du mit den Flaschen in der Stube bist, ehe Dich meine Frau bemerkt."

„Lasset mich nur sorgen," erwiederte Selm. In zwei Sprüngen hatte er die Kellerthür erreicht, und in drei Minuten kam er schon mit einer Ladung Weinflaschen wieder heraufgestiegen. Als er mit der Tracht in den Festsaal trat, entstand plötzlich eine tiefe Stille. Die Frauen blinzelten mit den Augen und traten sich einander auf die Füße. Wer hatte auch an einen derartigen Luxus gedacht, da man sich bei jeder Kaffeepartie im ganzen Lande zum Abendbrode mit einem Glas Bier begnügte!

Die Hausfrau war beim Anblicke der Weinflaschen so bleich geworden wie der Tod. Nachdem sie einen funkelnden Blick auf den Knecht geworfen hatte, stürzte sie zur Thür hinaus, um ihren Mann aufzusuchen.

Kaum war sie verschwunden, so steckten die Gäste geheimnißvoll die Köpfe zusammen. Selm bemerkte, daß sich die Gesichter allmählich wie die Luft nach einem Gewitter in dem Maße wieder erhellten, als er mehr und mehr Gläser füllte.

Jufvrouw Molhoven allein war äußerst schlecht gelaunt; sie hätte lieber gesehen, daß das Fest, welches so voller Armseligkeit und Verlegenheiten begonnen hatte, mit einem allgemeinen Mißvergnügen der Gäste abgelaufen wäre. Sie schob ihr Glas bei Seite und sagte, indem sie ihren Hals wie den Kropf eines Turteltäubchens voraus streckte, daß Wein auf Kaffee gewöhnlich schlecht bekäme und es darum der Brauch erfordere, erst Wein und dann Kaffee zu trinken. Obgleich die Notariusfrau als eine Dame bekannt war, welche mit den Regeln des Anstandes und der Sitte gründlich vertraut war, so schien doch Niemand ihre Ansicht in diesem Punkte zu theilen; kein Glas wurde wie das ihrige bei Seite geschoben. Die meisten Eingeladenen bekamen manchmal in sechs Jahren keinen Tropfen Wein zu sehen und glaubten, daß, wenn in dem Magen des Menschen verschiedene Getränke durcheinander geschüttet würden, es wohl nicht darauf ankomme, was man zuerst oder zuletzt hineingösse.

Selm ließ seine Blicke etwas unwillig über die zwei Reihen Gläser schweifen, welche im Augenblick schon zum zweiten Male leer standen.

„Man hat mir immer weis gemacht," dachte er, „die Frauen tränken nicht viel; aber wie es so häufig geschieht, kommt es mir auch heute wieder vor, daß man dieses Geschlecht viel zu nachgiebig behandelt."

„Das ist ein köstlicher Trank," flüsterte eine bejahrte Hausmutter, die in ihrem Leben keine zweimal Wein getrunken hatte.

„Mein Mann trinkt so todtgerne Wein," antwortete ihre Nachbarfrau, die ihr Glas nicht aus der Hand setzte; „ich gäbe Geld darum, wenn das arme Blut hier wäre."

„Wo sind meine Kinder?" rief eine Andere; „die armen Schäfchen würden gewiß auch gerne ein Tröpfchen probiren."

„Und wo sind die meinigen?" rief man auf drei Plätzen zugleich; „gewiß, ruft die Kinder herbei!"

Selm gerieth in Todesangst über die verlangte Zurückkunft der Kinder, welche so eben beinahe alle seine so fein angelegten Pläne vereitelt hätten. Er versicherte, daß sich die Kinder sehr angenehm auf dem Platze unterhielten. Allein die Gäste, welche je länger, desto fröhlicher wurden, hörten ihn gar nicht; sie erhoben sich rings um die Tafel, hoben das Glas empor und tranken auf die Gesundheit des edlen Gastherrn.

„Der Wein ist ein mächtiger Hebel des gesellschaftlichen Lebens," dachte der Knecht bei sich selbst; „vor einem Augenblicke noch wimmelte das Haus von Wehrwölfen, die in der That eine drohende Haltung annahmen; jetzt sind sie Alle auf einmal in Strauchdiebe vom reinsten Wasser umgeschaffen."

Mit Bestürzung aber bemerkte er, daß die Flaschen bereits leer waren und es nöthig wurde, eine neue Ladung anzufahren. Während er nach dem Keller ging, murmelte er:

„Meiner Treu, ich habe noch nie in einer Gesellschaft von Männern ein solches Saufen erlebt....

und doch sagt man, die Weiber seien ebenso zart von Magen wie von Gemüth. Nun, wie dem auch sei, mein Plan war nicht schlecht .... Das Blut beginnt warm zu werden .... eben trank man schon die Gesundheit meines Herrn, den man eine halbe Stunde früher einen Dummkopf nannte. Ja, der Wein ist ein mächtiger Hebel! Vorwärts, Selm, vorwärts!"

Als er mit seiner neuen Fracht in das Gastzimmer trat, fragte er die Frauen rechts und links, ob der Wein wohl bekomme.

„Ausgezeichnet!" rief man; „Mynheer Klipper ist ein braver Mann."

„Ein rechtschaffener Mann!"

„Der es weit gebracht hat!"

„Und es noch weiter bringen wird!"

„Wartet nur bis zur bevorstehenden Wahl!"

Selm rieb sich vergnügt die Hände und murmelte unhörbar, sein Herr steige in dem Maße in der Gunst der Weiber, als sich die Flaschen leerten.

In dem verworrenen Geräusch von fünfzig Stimmen unterschied er:

„Mein Mann stimmt einzig und allein für ihn!"

„Und für wen sollte er denn sonst stimmen?"

„Für den Rentmeister vielleicht?"

„Für den Windbeutel, der die Nase so hoch trägt, als sei er der Graf selbst?"

„Für den Leuteschinder, der einem Jeden in den

Kasten verhilft, der aus Noth und Armuth sich ein Stückchen Holz im Walde sucht?"

„Für diesen Despoten, der noch kürzlich um ein Paar Schnepfen willen einen armen Jäger um's tägliche Brod brachte?"

„Und der, unter uns gesagt, ohne Vorwissen des Grafen jährlich seine tausend Gulden und noch mehr in seinen Säckel zu spielen weiß? . . . Aber reinen Mund gehalten!" so flüsterte eine der Gäste, deren Augen von dem fortwährenden Anstoßen mit der Nachbarfrau verdächtig im Kopfe glühten.

„Bei uns stimmt man für Mynheer Klipper!" rief die Frau des Landmessers mit ihrer dünnen Stimme.

„Wenn fortan jemals wieder ein Wehrwolf seinen Fuß über die Schwelle meines Hauses setzen darf," schrie die Frau des Hufschmieds, das Glas hoch empor hebend, „so will ich nie mehr Etwas zu sagen haben!"

An der andern Seite des Tisches stimmte ein Weib von fünfundfünfzig Jahren zu Ehren des Bürgermeisters ein Lied an, dessen Refrain von der ganzen Gesellschaft mitgesungen wurde. Die Weiber waren buchstäblich toll geworden. Am oberen und dem unteren Ende des Tisches sang man zwei verschiedene Lieder zu gleicher Zeit, während derselbe Refrain aus fünfzig Kehlen gewaltsam durch einander geschrieen wurde.

Als der Scandal beinahe seinen Höhepunkt erreicht hatte, kamen auch die Kinder zum zweiten Male herein gestürmt; sie kletterten den Müttern auf den

Schooß oder an den Stuhllehnen hinauf, um Alles genau sehen zu können.

Selm sah mit Verdruß, daß die muthwilligen Buben die Hände beständig nach den Gläsern ausstreckten und mit den angefeuchteten Fingern die letzten Krümmchen von den lackirten Präsentirtellern absuchten.

Der Sohn des Hausherrn, begeistert durch die lustigen Lieder, schlug mit einer leeren Zuckerdose den Tact und ermunterte seine kleinen Genossen zur Theilnahme an der allgemeinen Fröhlichkeit.

Während des betäubenden Spectakels saß Klipper ganz allein auf seinem Schlafzimmer; er hatte die Thür abgeschlossen, um jeden unliebsamen Wortwechsel mit seiner Frau zu vermeiden.

Aber wie fest sein Entschluß auch stand, er fühlte seinen Muth doch wanken, als die drohende Stimme seiner entrüsteten Ehehälfte zu ihm durch das Schlüsselloch klang, die ihm barsch zurief:

„Warum ist die Kammer verschlossen? Offen! schnell!“

Mit zitternden Händen öffnete er die Thür und ließ seine Frau herein.

„Hast Du denn platterdings beschlossen, die geringe Erbschaft von meinem Vater heute auf die Straße zu werfen?“ donnerte die Frau in der Haltung eines Tambourmajors vor der Front seines Regiments ihm zu.

„Louise, glaube mir, es war Selm, der . . .“

„Selm!“ rief die Frau mit erhobener Stimme; „keinen Augenblick bleibt er länger in meinem Hause!“

„Beruhige Dich, liebe Frau!“ stammelte der Mann; „unterhält man sich gut drunten?“

„Wohl, sehr gut, mehr als mir lieb ist!“ grinste die Frau giftig; „das geht Treppe auf, Treppe ab... es bleibt kein Tropfen Wein im Keller.“

„Der Wein ist in diesem Jahre nicht schlecht gerathen, und . . .“

„Gewiß, kaufe nur immer zu, bis Alles verzehrt ist!“

„Das Geld ist nicht nutzlos verschleudert; Louise, bedenke mal . . .“

„Meine Dessertdosen sind eingedrückt!“

„Wenn ich noch einige Stimmen gewinnen kann...“

„Die krystallenen Anisflaschen zerbrochen!“

„Ist meine Wahl gesichert . . .“

„Wie viele Gläser in Scherben am Boden liegen, mag der Himmel wissen!“

„Und dann ist der Verlust am Ende doch so groß nicht.“

„So groß nicht!“ schrie die Frau in voller Wuth; „ein ganzes Jahr hindurch gebrauche ich in meinem Haushalte nicht so viel, wie der heutige einzige Tag verschlungen hat. Nein, das dulde ich nicht länger!“

Klipper bemerkte wohl an der Haltung und dem flammenden Blicke seiner Frau, daß das leicht erregbare französische Blut in Wallung kam, und es unvorsichtig wäre, den losbrechenden Sturm abzuwarten. Er nahm das plötzlich zunehmende Geräusch im Festsaale zum Vorwande, unter dem aufgehobenen Arme seiner Frau hinweg hinunter zu schlüpfen.

Unten an der Treppe empfing ihn eine Schaar jauchzender Frauen, die ihm einen Blumenkranz auf den Kopf drückten und ihn unter dem vervielfältigten Jubel der sämmtlichen Gäste in das Gelagzimmer führten. Unter einem ohrenzerreißenden Freudengeschrei tanzte man mit Klipper rings um den Tisch uud begrüßte ihn allgemein als den neuen Bürgermeister des Dorfes.

Das war ein Hochgenuß für unsern Candidaten, als er so im Triumph blumenbekränzt durch das Zimmer gezerrt wurde! Kein sieggekrönter Imperator kann sich glücklicher fühlen, wenn ihm beim Einzuge in seine Hauptstadt die Pferde aus dem Wagen gespannt werden, und die jauchzenden Unterthanen ihn mit eigenen Händen durch die Straßen ziehen.

Mittlerweile begann es dunkel zu werden. Selm, der mit innigem Vergnügen die Ehrenbezeigungen, welche man seinem Herrn anthat, ansah, ging hinaus, um Licht anzuzünden. Aber in der Küche stieß er auf Jufvrouw Klipper, welche ihm die beiden Lampen aus der Hand riß, und ihm mit Entschiedenheit zurief:

„Keinen Fuß weiter vorwärts! Der Keller ist genug geplündert und wer es noch wagt, hinein zu dringen, dem zerschmettere ich das Gehirn!"

Bei solchen Vorkehrungen muß allerdings das schönste Fest bald ein Ende nehmen, und so war es auch hier der Fall. Eine halbe Stunde später war das Haus leer. Klipper stand an der Seite seines getreuen Knechtes und schaute durch's Fenster der

schwarzen Wolke von Weibern und Kindern nach, die sich langsam über die Straße entfernten.

„Welch' ein merkwürdiger Tag!" murmelte Klipper mit inniger Genugthuung.

„Welch' ein merkwürdiger Tag!" wiederholte der Knecht.

„Verrückt oder besessen seid Ihr Beide!" schrie Jufvrouw Klipper, die hinter ihnen stand. Wüthend riß sie ihrem Manne den Blumenkranz vom Kopfe und schleuderte denselben dem verdutzten Knecht in's Gesicht.

Neuntes Capitel.

Der lang ersehnte Tag.

Wer am folgenden Tage den Fuß in Klipper's Haus setzte, der fragte sich sicherlich höchst verwundert, ob hier vielleicht eine Schaar feindlicher Soldaten die Nacht hindurch gehauset hätten. Der Hausflur sah aus wie eine Schlammpfütze und war mit Aepfel- und Birnschnitzeln, Nußschalen und Pflaumensteinen überdeckt. Rechts und links und in allen Ecken der Küche und in der großen Stube lagen Scherben von zerbrochenen Tellern und Weingläsern. Der prachtvolle Spiegel im Werthe von hundertfünfzig Gulden war diagonal von Ecke zu Ecke geborsten, und durch die zerrissene Tapete kam an unzählbaren Stellen die nackte Wand zum Vorschein.

Die kostbare Zuckerzange war zusammengebogen, und die silbernen Henkel an der Kaffeekanne hatten die muthwilligen Knaben abgerissen.

Jufvrouw Klipper stand bereits am frühen Morgen in der Stube und betrachtete, die Hände über den

Kopf zusammengeschlagen, den Gräuel der Verwüstung. Sie weinte heiße Thränen vor Aerger und Wuth, drohte ihrem Manne und dem Knechte mit Galgen und Strick und wiederholte in Einem fort, daß sie lieber sterben wolle, als ein solches Leben noch ferner durchmachen zu müssen. Dann schien sie einen fürchterlichen Anfall von Nervenkrämpfen zu bekommen; sie hielt sich an dem Thürpfosten fest, um nicht umzusinken und ließ sich halb todt in's Bett tragen. Den ganzen Tag hindurch weigerte sie sich, zu essen und zu trinken. Noch weniger versuchte sie, das Bett mit nur einem Fuße zu verlassen, denn sie behauptete steif und fest, ihre Arme und Beine seien völlig erlahmt.

Gegen Abend hörte sie ein Gepolter an dem Hofthore.

„Sollte das der Hufschmied sein," dachte sie, „der das alte Thor abbrechen und durch ein eisernes Gitterwerk ersetzen will? Und doch habe ich ihm deutlich genug gesagt, daß ich durchaus keine Veränderung wissen will."

Obschon Jufvrouw Klipper behauptete, lahm zu sein, sprang sie wie eine flüchtige Gazelle aus dem Bette, und in weniger Zeit, als der Blitz gebraucht, um vom Himmel auf die Erde zu fahren, stand sie an dem Hofthore. Den Schmied sah sie nun zwar nicht, wohl aber den Fuhrmann aus der Stadt, der eine Kiste mit Büchern für Mynheer Klipper ablud.

Die Kiste wurde in's Haus getragen und geöff-

S. 106.



C. Diefenbach pinx. Ausführ., Stich u. Druck d. G. J. Manz' Kunst-Verlag.

Snieders, Bürgermeister.



net; sie enthielt den ersten Theil von Klipper's Kindergedichten, von denen der Drucker ihm vorläufig einige hundert Exemplare zusandte. Beim Anblick der Erstlinge seines literarischen Genies lief dem Verfasser eine Thräne des Glückes über die Wange, und Selm Sokker's Munde entschlüpfte ein Schrei der Bewunderung, der zunächst dem Dichter und dann auch dem Drucker galt, der das Buch als ein wahres Herrenkind in die Welt hinausgesandt hatte. Ja, es war in der That ein prächtiges Buch, mit vier herrlichen Holzschnitten verziert.

„Was ist das?" fragte Jufvrouw Klipper hastig; „ich schwöre Dir, daß ich keinen rothen Heller . . ."

„Woran denkst Du?" unterbrach sie ihr Mann, mitleidig die Schultern in die Höhe ziehend; „weißt Du denn nicht, daß ein Literat den Druck seiner Werke niemals bezahlt, sondern noch obendrein Geld dabei verdient?"

Die beruhigte Frau verließ mit einem kaum hörbaren „Ho, ho!" die Stube und legte sich wieder zu Bette, denn das vorige Nervenziehen stellte sich wieder ein.

Das Erscheinen der Gedichte machte, wie man es sich leicht denken kann, ein gewaltiges Aufsehen. Die Mitglieder der Lesegesellschaft, die unter Klipper's Führung die edelsten Anstrengungen machte, den steilen Parnassus zu erklimmen, erhoben himmelhoch das neu erschienene Werk. Sie trugen kein Bedenken, es mit den Leistungen der großen Sänger zu vergleichen,

welche sich auf die höchsten Spitzen des Musenberges hinaufgeschwungen hatten. Das Wochenblatt, welches, wie wir oben gesehen haben, die Interessen der Umgegend mit der heiligsten Ueberzeugung und der strengsten Unparteilichkeit vertrat, brachte einen rauschenden Artikel über Klipper's Kindergedichte. Es rühmte die poetische Begabung eines bisher in der Dunkelheit des Dorflebens verborgenen Talentes, prophezeite dem Verfasser eine glänzende Zukunft auf seiner schriftstellerischen Laufbahn, und schloß mit der dringenden Empfehlung für Jedermann, sich schleunig in den Besitz des Werkes zu setzen, da voraussichtlich in kürzester Zeit die vorhandenen Exemplare abgesetzt sein würden.

Wenn Mynheer Klipper schon einen Kopf gewachsen war, als er mit der Bürgermeisterskrone auf dem Kopfe unter dem Jubel der weinseligen Weiber um den Tisch herumgetanzt, wie mußte dann erst sein Dichterherz klopfen bei dem Erscheinen seiner ersten Gesänge und bei den Weihrauchwolken, die von allen Seiten gleich dem Morgenhauch aus duftigen Blumenhainen, wie er sich in seiner dichterischen Gehobenheit ausdrückte, emporstiegen! Aber an den schönsten Rosen sind scharfe Dornen, und auch unser junger Dichter mußte fühlen, daß sie ihm in's Herz stachen und manchen Tropfen Bluts der Wunde entlockten!

Diese Dornen grünten auf der Zunge des Dorflehrers, eines klugen und durch und durch gebildeten Mannes, der dem neuen Candidaten wenig gewogen ᵔᵔ und die Früchte seiner Dichtkunst mit unerbitt-

licher Strenge geißelte. Er fand darin tausend Verstöße gegen alle gesunde Logik, gegen das Sprachgefühl, gegen die Metrik und gegen den Reim. Von jeder Seite führte er ganze Strophen an, die der Stanzendieb, wie er Klipper nannte, aus dem Blumenkorbe von Tollens, van Ryswyck, Ledegank und Andern gestohlen hatte. Das strenge Urtheil des Lehrers fand jedoch wenig Beifall; fast in jedem Hause hatte man das Werk zum Geschenke erhalten, und überall bewunderte man das Buch mit seinen vier prächtigen Bildern. Den Müttern traten die Thränen in die Augen, wenn sie die rührenden Gedichte lasen, die sämmtlich auf ihre eigenen Kinder verfaßt schienen, und die Männer meinten, Klipper sei ein Kerl, auf dem ein Kopf stände.

Genug, das Wahlbarometer war für den neuen Candidaten seit dem Erscheinen des ersten Theiles der Kindergedichte merklich gestiegen. Auch hörte man seit einigen Tagen Nichts mehr von der Partei des Rentmeisters, und allgemein war man der Meinung, daß die Gegenpartei definitiv der Hoffnung entsagt habe, ihren Candidaten durchzubringen.

Selm Sokker, der, wie wir bereits gesagt haben, einige Zeit in der Druckerei beschäftigt gewesen war, und behauptete, daß er viel gesehen und gehört habe, wovon man im Dorfe kaum eine Vorstellung habe, versicherte, man dürfe keinem Feinde, auch wenn er kein Lebenszeichen von sich gäbe, allzu sehr trauen. Ein durchtriebener Streiter, sagte er, stelle

sich oft gleichgültig in der Absicht, die allzu sichere Gegenpartei am Wahltage unverhofft zu überfallen und in die Flucht zu schlagen.

Mynheer Klipper lachte über die Furcht seines Knechtes, und Selm, der es sich zur Regel gemacht hatte, seinem Herrn nie zu widersprechen, antwortete, Klipper habe ganz Recht.

Der Tag der Gemeindewahl war endlich angebrochen. Schon des Morgens in aller Herrgottsfrühe bemerkte man eine große Rührigkeit im ganzen Dorfe und Alles schien einen Tag anzukündigen, von dem sich noch Kinder und Kindeskinder erzählen würden. Die Wähler in ihrem Sonntagsstaat kamen von allen Seiten herbei geströmt, und schon lange bevor die schwere Dorfglocke das Zeichen zur Versammlung gab, waren die beiden Wirthshäuser in der Nähe des Rathhauses zum Brechen angefüllt. Auf dem Platze vor dem Rathhause sah es just so aus, als ob man heute im Dorfe Kirmeß feiere. Dort standen Kleinhändler mit Aepfeln, Birnen und Nüssen, Landstreicher mit Würfelspielen und Drehscheiben und ein Höker mit Kämmen, Scheeren und Brillen.

Vor dem Gemeindehause stand ein grün angestrichener Hundewagen, worauf eine dreifarbige hölzerne Trommel lag. Auf der Trommel neben einem großen zusammengerollten Tuche bemerkte man eine alte Geige mit dem dazu gehörigen Streichbogen, der unter den Saiten durchgesteckt war.

An dem einen Ende auf dem Hundewagen saß

ein schwarzes Weib mit feurigen Augen im Kopfe, am andern deren Mann, ein geschickter Mordgeschichten-sänger, der mit Ungeduld nach den Seitenstraßen schaute, woraus die Wähler zum Vorschein kamen.

Rings um den Krämer und den Musikanten wimmelte ein Schwarm Kinder, welche zufolge eines löblichen Gebrauches den heutigen Tag mit Spielen und Umherlaufen durchbringen durften, da der Lehrer ja selbstverständlich keine Zeit zum Unterrichten hatte. Ist es doch ein ebenso großes Verdienst, für eine gute Gemeindeobrigkeit wie für gute Gemeindebürger zu sorgen!

In einer der Herbergen, wo die Partei des Rentmeisters versammelt war, stand der Feldmesser, der sich für Klipper nicht hatte umstimmen lassen, oben auf dem Tische und führte mit einer unbestrittenen Geschicklichkeit das Wort zu Gunsten seines Candidaten, der sicherlich, wenn derselbe das Bürgermeisteramt erhalten, zum Segen der Gemeinde regieren werde. Wie sich auf dem Jahrmarkte Alles um den Tisch des Quacksalbers drängt, der Pulver und Pillen gegen alle erdenklichen Krankheiten verkauft, so drängten sich hier die Wähler um den Redner, und rechts und links hörte man sagen, daß der Mann Recht habe.

Selm Sokker war in der Todesangst, daß der intriguante Feldmesser mit seiner Zungenfertigkeit die Stimmung der Wähler zu Gunsten des Rentmeisters umwandeln werde; er stampfte mit den Füßen vor Ungeduld, denn sein Herr wollte immer noch nicht er-

scheinen, obschon der Anfang der Wahl nahe bevorstand. Die Stimmzettel, welche er vergebens den Wählern in die Hand zu drücken sich bemühte, brannten ihm wie glühende Kohlen zwischen den Fingern, und es kam ihm vor, als ob bei jedem „Bravo!", das dem Redner zugerufen wurde, ein Triumphgeschrei der Gegenpartei seines Herrn erschalle.

Der Zeiger an der Rathhausuhr schien mit einer schrecklichen Schnelligkeit auf dem großen Zifferblatte sich vorwärts zu bewegen, aber Mynheer Klipper ließ sich nicht sehen. Wo blieb er doch in dem schrecklichen Augenblicke, wo die hinreißende Beredtsamkeit des Feldmessers alle seine Luftschlösser umzustürzen drohte?

Mynheer Klipper, dem nichts Böses schwante, stand ruhig vor dem Spiegel, sich zu frisiren. Seinen Vierhochzeitenanzug hatte er auf einen Stuhl bereit gelegt; er steckte sich in der größten Gemüthsruhe das Handtuch unter das Kinn und fing an, sein Gesicht einzuseifen.

Einige Minuten früher war die Frau des Feldmessers gekommen und hatte nach der Hausfrau gefragt; sie wollte das Waffeleisen zurückbringen, welches sie Tags zuvor geliehen hatte.

Wie ihr Gemahl, der Feldmesser, ein großes Rednertalent besaß, so fehlte es auch ihr nicht an Anlagen, welche nicht zu unterschätzen waren. Obschon sie, durch die Kraft des Weines erhitzt, vielleicht auch .... Recognoscirung des Terrains, wie die übrigen mit dem gekrönten Candidaten Klipper durch

die Stube getanzt war, so hielt sie es doch heimlich mit der Partei, der ihr Mann mit Leib und Seele zugethan war.

Seit einigen Tagen war die listige Frau auf ein Mittel bedacht gewesen, dem Candidaten Klipper einen gewaltigen Stoß zu versetzen; das rechte Mittel fiel ihr erst in der elften Stunde ein, als die Wahl beinahe schon begann, den Parteizänkereien ein Ende zu machen. Ihr Plan bestand darin, Mynheer Klipper auf die eine oder andere Weise so lange zu beschäftigen und aufzuhalten, daß er erst nach dem Beginne der Wahl auf dem Kampfsplatze erscheinen konnte, und es ihm so unmögiich wurde, vorher noch für seine Candidatschaft zu agitiren.

„Ich muß mich noch bedanken," so begann sie mit ihrem süßen Stimmchen, „für das prächtige Buch, das Mynheer Klipper mir zum Geschenke gemacht hat."

Die Antwort der Jufvrouw Klipper bestand in einem unmerklichen Knix zur Seite.

„Ich habe gestern gesessen und geweint bei den lieben Gedichten auf den kleinen Constant."

Jufvrouw Klipper schien zu lächeln bei dem Zartgefühl ihrer Nachbarfrau.

„Mein Mann versichert, Mynheer würde noch weit berühmt werden in der gelehrten Welt, und mein Mann ist ein Kenner."

Obschon sich Jufvrouw Klipper mit ihrem Manne wegen der vielen Verschwendungen desselben beständig

in den Haaren lag, so konnte sie es doch nicht unterlassen, Partei für ihn zu ergreifen.

„Sagt man nicht, daß der Feldmesser über meinen Mann übel spricht?“ fragte sie, während ein feuriges Roth über ihr gelbsüchtiges Angesicht fuhr.

„Glaubt Ihr dem faden Geschwätz der Nachbarweiber?“ fragte die Feldmessersfrau hastig zurück, die Hausfrau an beiden Armen ergreifend.

„Doch nicht, aber . . .“

„Wenn in meinem Hause Etwas respectirt wird, so ist es der Name von Mynheer Klipper,“ fuhr sie fort, und ließ zwei Thränen der Rührung über ihre Wangen rollen.

„Die Nachbarschaft ist ein Klatschnest,“ sagte die bereits zufrieden gestellte Jufvrouw Klipper.

„Ach, liebe Frau Nachbarin,“ versetzte die Frau des Feldmessers im weinerlichen Tone, „die Menschen sind heutzutage so boshaft und falsch, und vorab hier im Dorfe: es ist, als ob die Klatscherei ein Broderwerb geworden sei; habe ich nicht Recht?“

Die schlaue Nachbarin wußte wohl, daß sie ganz aus Jufvrouw Klipper's Herzen sprach; denn zehnmal des Tages pflegte diese zu wiederholen, daß sie gerne in den Wüsten Afrika's wohnen wollte, um von dem Weibergeschwätz der Nachbarschaft befreit zu sein.

„Nein, glaubt nicht, was die Nachbarschaft sagt,“ fuhr sie fort; „im Gegentheil, mein Mann schätzt und bewundert Mynheer Klipper's Geist und Herz und be[illegible]et, daß der kleine Constant noch ganz der Vater

werden würde; habe ich nicht Recht? der kleine Junge ist . . ."

Die zarteste Saite im Mutterherzen zitterte bei diesen Worten.

„Constant ist . . ." unterbrach sie, und in ihrer mütterlichen Schwäche getroffen, hätte sie gerne eine Stunde lang über nichts Anderes gesprochen, als über ihr liebes Kind.

„Mein Mann sagt," unterbrach die Nachbarfrau ihrerseits, „daß ihm der Notarius gesagt habe, dessen Frau es von der Lehrerfrau gehört habe, der Lehrer könne nicht umhin, einzugestehen, das Kind besitze außergewöhnliche Anlagen."

„Er kann nicht umhin, das glaube ich!" schmunzelte Jufvrouw Klipper; „der Junge lernt wie ein junger Affe!"

„Just sein Vater!" ließ die Nachbarfrau darauf folgen.

„Er schreibt, wie wenn es gedruckt wäre; er lies't Holländisch und Französisch wie ein Advocat und könnte Leute von zwanzig Jahren beschämen."

„Mein Mann sagt, daß der liebe Junge — denn laßt es uns dreist sagen, er ist ein recht lieber Junge — eben so tüchtig werden wird wie sein Vater, und . . ."

Jufvrouw Klipper fühlte sich so sehr geschmeichelt, daß sie auf dem Punkte stand, der Feldmessersfrau vor Dankbarkeit um den Hals zu fallen.

„Ja, der Junge wird noch ein großer Mann," fuhr die listige Nachbarfrau fort; „just wie sein Vater . . ."

„Ein großer Mann!" flüsterte die Mutter entzückt.

„Wie glücklich, daß er Vermögen genug erben wird, um ebenso wie sein Vater Werke herausgeben zu können, die . . ."

„Vermögen!" rief Jufvrouw überrascht; „das Buch kostet uns keinen Heller."

„Mein Mann," so fuhr die Andere ruhig fort, „kennt einen Schriftsteller, der vor einiger Zeit ein großes Buch mit vier Bildern herausgegeben hat; rathet einmal, was ihm die Ausgabe gekostet hat?"

„Ich kann so Etwas nicht errathen; ich kenne das nicht," lautete die Antwort der beunruhigten Jufvrouw Klipper.

„Achthundert Gulden!"

„Achthundert Gulden!" rief Jufvrouw Klipper bestürzt; „und die Heidensumme hätte mein Mann bezahlt?"

„Ich glaube wohl."

„Acht — hundert — Gulden! . . . . dann versichere ich Euch, daß dies sein erstes und letztes Werk ist!"

„Das wäre jammerschade," sprach die Nachbarfrau; „wenn ich nicht irre, müssen noch fünf Bände gedruckt werden."

„Sechs mal acht ist achtundvierzig," murmelte

Louise Leroux; „das macht beinahe fünftausend Gulden!"

„Eine Kleinigkeit für Mynheer Klipper," schmeichelte die Frau des Feldmessers mit einem beobachtenden Seitenblicke.

„Fünftausend Gulden!" wiederholte Jufvrouw Klipper; sie bekam ein heftiges Nervenzucken, wurde blaß, dann violett und blau im Gesichte und nahm plötzlich Abschied von ihrer Nachbarin.

„Füuftausend Gulden!" wiederholte sie noch einmal und rief überlaut: „Wo ist mein Mann? Klipper — wo — bist Du?"

Wie die verfolgte Gemse auf den Alpen von einem Felsblock auf den andern springt, so flog Jufvrouw, beinahe ohne die Stufen der Treppe zu berühren, nach oben.

„Wie wagst . . . Du . . . so mein . . . Vermö . . . gen zu . . . verschleudern?" schrie sie athemlos.

„Was ist los?" fragte ihr Mann, das geöffnete Rasirmesser auf den Tisch legend.

„Ist es beschlossene Sache, daß der letzte Stüber partout aus der Kiste muß?"

„Der letzte Stüber?" entgegnete Klipper fragend, indem er die Seife von seinem schwarzen, halb geschorenen Barte wischte.

„Achthundert Gulden für ein Buch!" keifte die Frau in schäumender Wuth.

Es war gerade die Summe, die der Dichter dem Verleger schuldig war.

Klipper stand da mit einem Gesichte, als ob eine ganze Festungsbatterie in seiner unmittelbaren Nähe abgefeuert worden sei. Durch den plötzlichen Anfall ganz aus dem Häuschen gebracht, stammelte er, man müsse gegen die augenblicklichen Kosten den späteren Vortheil in die Wagschale werfen und . . ."

„Und dieser Schelm von Drucker sollte mir achthundert Gulden aus der Tasche jagen für einen Haufen Papier und einige Bildchen? Nein, das geschieht nicht! Noch heut am Tage kommt der Notar; davor will ich denn doch einen Riegel schieben!"

„Ho, ho!" rief Klipper bestürzt.

„So denkst Du die Ersparnisse meines Vaters zu vergeuden? Nein, so wahr ich lebe, alle Deine Reimereien sind nicht im Stande, mich einzuschläfern!"

„Die Wahl . . . Bürgermeister . . ." stammelte der zwerghafte Candidat, an der riesenmäßigen Gestalt seiner Frau emporstarrend.

Leser, da die Ehegenossen sich einander noch hundert Dinge, die stets auf dieselbe Sache hinauslaufen, zu sagen hatten, so lassen wir sie in dem immer zunehmenden häuslichen Streite fortfahren und begeben uns nach dem Rathhause. Es ist die höchste Zeit, daß wir dort erscheinen, um dem Faden unserer Geschichte genau folgen zu können.

Stand der Feldmesser immer noch auf dem Tische, um gegen die Candidatur Mynheer Klipper's loszufahren? Nein, der starke Fleischinspector, ein Bewunderer der neu erschienenen Kindergedichte, hatte einen

Fuß unter dem Tische weggerissen, so daß der Redner mitten in die Stube hinabgestürzt war.

Fünf Minuten schlugen, traten, stießen und rissen sich die Wehrwölfe und Strauchdiebe in der Wirthsstube umher, bis endlich die bewaffnete Macht, das ist der Polizeidiener mit seinem Infanteriesäbel, in ihrer Mitte erschien und Ruhe und Ordnung wieder herstellte.

Jetzt strömte das Volk zu dem Manne mit den Mordgeschichten, der seine Geige stimmte, während seine Frau so grimmig auf die Trommel schlug, als gelte es, die ganze Menschheit zusammen zu trommeln.

Selm Sokker stand wie vom Blitze getroffen und starrte unverwandten Blickes nach dem Tuche, welches jetzt entrollt an der Stange hing.

„Ist das nicht Mynheer Klipper?“ flüsterte ihm einer seiner Freunde in's Ohr.

„Ja, Mynheer Klipper,“ antwortete Selm verwirrt.

Wahrhaftig, Klipper stand da auf dem Tuche vor dem geöffneten Geldkoffer, und seine Frau, die riesenhafte Louise Leroux, rückte ihm im Sturmschritt, mit dem erschrecklichen Blasrohre bewaffnet, auf den Leib. Die kleine Gruppe war so treffend dargestellt, daß Jedermann die beiden Helden der merkwürdigen Episode aus Klipper's Leben sofort erkannte.

„Was fordert Ihr für das Tuch?“ fragte Selm, der wohl vorhersah, welche unberechenbare Folgen das Schauspiel haben mußte; „ich bezahle Euch das Doppelte des Werthes.“

„Nicht feil!“ war die Antwort des Sängers, der noch immer an den Wirbeln der Geige drehte.

„Was soll ich Euch geben, wenn Ihr sofort das Tuch zusammenrollt und abzieht?“

„Ich gehe vor Niemanden und für kein Geld vom Fleck!“ erwiderte Jener, den Bogen in die Höhe hebend, um zu beginnen.

„Ich bezahle Euch zwanzig Gulden, wenn Ihr Euch entfernt,“ fuhr Selm auf's Freundschaftlichste fort, indem er den vermaledeiten Violinbogen, der Alles verderben konnte, festhielt.

„Ich will Euer Geld nicht, weg da!“ rief de Musikant ungeduldig.

In diesem Augenblicke stieß seine Frau einen Schrei des Entsetzens aus. Ein starker Bauer ergriff das Tuch und zog es in Fetzen von der Stange herunter; der Hundewagen wurde umgeworfen; ein Anderer zog sein Taschenmesser und stach große Löcher in das Eselfell der hölzernen Trommel, welche die Frau am Halse hangen hatte; der kupferne Knauf am Stocke eines dritten Bauern zerschmetterte die Geige des Sängers.

Dieser, wüthend wegen des ihm zugefügten Schadens, schlug mit dem Stuhle, auf dem er gestanden hatte, wie ein Wahnsinniger unter die Menge. Seine Frau schrie um Hülfe. Die Kinder, welche gekommen waren, zuzuhören, liefen nach Hause, und die Freunde des Rentmeisters kamen herbeigerannt, um das eben unterbrochene Gefecht wieder aufzunehmen. Die große

Dogge des Musikanten heulte gräßlich in das allgemeine Concert hinein, und der Polizeidiener schrie mit laut schallender Stimme, indem er seinen gezückten Säbel tapfer durch die Lüfte schwang, er werde jeden Ruhestörer im Namen des Gesetzes verhaften.

Unterdessen dauerte der Wortwechsel zwischen Mynheer und Jufvrouw Klipper fort.

„O Gott! da läutet die Glocke!“ rief Klipper erbleichend, „die Wahl beginnt!“

„Fünftausend Gulden!“ schluchzte Louise zum zehnten Male, ohne auf den Ausruf ihres Mannes zu achten.

„Die Wahl!“ schrie Klipper, „großer Himmel! ich komme zu spät! Mein Untergang ist gewiß . . . Wo ist mein Rock? . . . Wo ist mein Hut und Stock? . . . Selm, wo ist mein . . .?“

Der Candidat war so verwirrt wie ein Hausvater, der nicht weiß, was er beginnen soll, derweil ihm das Haus über dem Kopfe abbrennt. Klipper hielt in der einen Hand seinen Rock, die Weste und das Halstuch, die andere Hand preßte er krampfhaft auf den Hut, den er sammt seinem Rohrstocke gefaßt hatte; aber er merkte es in seinem Entsetzen nicht, daß er Dasjenige, was er suchte, bereits in den Händen hatte.

„Laß mich gehen, die Wahl ist im Gange . . . noch einen Augenblick, und Alles ist verloren!“ rief er mit einem wilden Blicke.

„Alles ist verloren!“ wiederholte seine Frau in

Gedanken; „hast Du noch mehr verloren als achthundert Gulden?"

„Laß mich gehen! Alles, was ich besitze, ist mir nicht so viel werth, als in diesem Augenblicke die Zeit von einer halben Stunde. Lieber will ich mein ganzes Vermögen verlieren!" heulte Klipper in Todesängsten.

„Dein Vermögen verlieren?" rief die Frau, welche den Kopf verloren hatte wegen der achthundert Gulden. „Hier bleiben sollst Du!"

Mit diesen Worten stellte sie sich rücklings vor die Thür und verhinderte ihren Mann, die Stube zu verlassen.

„Louise!" flehte Klipper.

„Nein!" rief Louise.

„Louise!" rief er gebietend.

„Nein!" wiederholte sie bestimmt; „diese Wirthschaft soll ein Ende haben, oder . . ."

„Da hört die Glocke auf zu läuten!" rief Klipper wie wahnsinnig; „noch einmal, laß mich gehen!"

„Nein, und wenn ich hier todt vor der Thür liegen bleibe!" rief die Frau mit drohenden Geberden.

„O, diese Schmach werde ich nicht überleben!" schrie Klipper an der Grenze seiner Geduld.

Er faßte plötzlich einen muthigen Entschluß. Mit einem Schrei, der aus der Kehle eines Menschen zu kommen schien, dem ein wildes Thier hart auf der Ferse ist, griff er seine Frau beim Arme, stieß sie von der Thür hinweg und stürzte hinaus.

Schier athemlos kam er vor dem Rathhause an, wo er auf einmal erstaunt stehen blieb. Die Wahl hatte noch nicht begonnen und die Schlägerei um den Hundewagen war noch nicht zu Ende.

In diesem Augenblicke erschien Overwyck, der Rentmeister, und rief nach links und rechts, ob die Leute verrückt seien, daß sie sich um solcher Narrheiten willen die Köpfe entzwei schlügen. Er erklärte kurzab, daß er auf die Candidatschaft verzichte, und er werde unter keinen Umständen ein Mandat in einer Gemeinde annehmen, wo man durch niedrige Parteiumtriebe solche Ungehörigkeiten veranlasse. Mit diesen Worten ging er davon. Der Streit war zu Ende, und die Wahl konnte beginnen. Man kann sich leicht vorstellen, daß diese nach einer so bündigen Erklärung des Rentmeisters, der nie sein Wort gebrochen hatte, schnell ablief, da seine Partei einmüthig ihre Stimmzettel zerriß und entmuthigt aus einander ging.

Eine Viertelstunde später wurde Mynheer Klipper mit Stimmeneinheit zum Rathsmitgliede ausgerufen. Unter dem Jubelrufe der siegenden Partei, dessen Wiederhall hundertfältig durch die Räume des Rathhauses brauste, bemerkte Klipper in dem Spiegel, der auf dem Saale an der Wand hing, daß er sich noch in der sonderbaren Garderobe befand, in der er sich den Händen seiner erbitterten Frau entrissen hatte. Das weiße Handtuch hing noch unter seinem halb geschorenen schwarzen Barte, an dem man noch den eingetrockneten Schaum der Seife bemerken konnte. Er

war in Hemdsärmeln; Rock, Halstuch, Hut und Stock hatte er in der Aufregung zu Hause fallen lassen. Wie würde die Gegenpartei diese Erscheinung Klipper's benutzen, ihn auf's Neue lächerlich zu machen! Doch was sollte er sich durch solche Kleinigkeiten in diesem Augenblicke die Gemüthsruhe verderben lassen, jetzt, wo er das so lange, so heiß ersehnte Ziel erreicht hatte? Unter dem Jubel seiner Freunde wurde er nach Hause getragen. Den ganzen Nachmittag hindurch bis in den Abend hinein wurde ununterbrochen mit Gewehren und Pistolen gefeuert, und eine Musikbande brachte ihm bei Fackellicht unter dem großen Ehrenbogen aus Haideblumen, den man in der Eile vor Klipper's Thür errichtet hatte, eine rauschende Serenade.

Hierauf folgte ein Abendessen in dem Locale des Lesevereins. Man declamirte passende Gedichte, trug heitere Gesänge vor; begünstigte Geister ließen ihre selbsteigenen Producte aus der Ton- oder Dichtkunst bewundern, und zwischen all diesem Scherz und Ernst klang lustig das Geklirr der Flaschen und Gläser. So feierte man den Ehrentag des reichen Mynheer Klipper.

Je weiter die Stunden fortrückten, desto lustiger wurden die Lieder, desto lauter das Gläsergeklirr, desto häufiger die Trinksprüche und die Toaste auf den neuen Rathsherrn, und erst lange nachher, als der Nachtwächter des Dorfes die Mitternachtsstunde ausgerufen hatte, dachten die vergnügten Gäste daran, nach Hause zurückzukehren.

Es gab Dorfbürger, welche in dieser Nacht in Hemdsärmeln zu Hause ankamen, Mitglieder vom Leseverein, die sich Hüte von Gliedern der Musikgesellschaft auf den Kopf gedrückt hatten, und Musikanten, deren Mützen von dem Einen oder Anderen ihrer Kunstgenossen entlehnt waren.

Viele suchten in den pechdunkeln Straßen des Dorfes nach ihren Wohnungen und hätten einen Eid darauf abgelegt, daß ihre Häuser nicht mehr auf dem richtigen Fleck ständen.

Mynheer Klipper, der, obschon der Kleinste von Gestalt, fleißiger als der Größte in dem Weinberge des Herrn gearbeitet hatte, schwankte durch die finstere Nacht Straße ein, Straße aus und stolperte mehr als einmal, ohne es zu wissen, an seinem Hause vorbei. Nach langem Suchen schlug er endlich eine enge Gasse ein und murmelte, den Zeigefinger vor sich hinstreckend, seine Wohnung liege bombenfest dort fünfzig Schritte vor ihm. Plötzlich befand er sich vor einem großen Thor, welches ihm trotz eines derben Stoßes mit dem Regenschirme den Durchgang verweigerte.

Der neue Rathsherr wurde im Gefühl seiner Amtswürde zornig, stampfte mit den Füßen gegen die große Pforte und schrie über die Ungeheuerlichkeit, daß man öffentliche Straßen, welche doch ausschließliches Gemeindeeigenthum seien, gegen alles Recht und Gesetz absperre.

Indem er dort stand, drohte, schrie und seinen Regenschirm an dem Thore in Stücke schlug, kam der

Nachtwächter herzu, der ihm sagte, daß er sich vor der Stallthür des Rentmeisters Mynheer Alex Overwyck befinde und sich nur umzudrehen brauche, um schnurstracks auf sein Haus zuzulaufen.

So endigte der denkwürdigste Tag aus Klipper's Leben.

Zehntes Capitel.

Hinauf und hinab.

Wie man es sich gedacht hatte, fiel das Auge der Regierung auf Mynheer Klipper, den neuen Rathsherrn, als den tauglichsten zum Bürgermeisteramte.

Nach heftigen Protesten seitens der Gegenpartei und endlosen Anstrengungen seitens des unermüdlichen Klipper, wurde diesem endlich die hohe Gemeindewürde übertragen.

Wir wollen stillschweigend eine Zeit von sechs Jahren vorbeieilen und den gewesenen Anstreicher, der voll Stolz und Hoheit das Steuerruder hält, auf dem Gemeindeschifflein ruhig dahinfahren lassen.

Bernhardus Klipper war die Krone aller Bürgermeister. Er lebte auf großem Fuße; er besaß englische Gartenanlagen mit mythologischen Standbildern und hielt sich einen herrschaftlichen Wagen mit zwei muthigen Holsteinern. Er hatte ausgedehnte Waldungen, verwandelte das dürre Haideland in Flößwiesen und war Eigenthümer eines hübschen Landgutes, wohin er

häufig im Sommer mit seinem Zweigespann kutschirte, um seinen mannigfaltigen Freunden kostbare Partien zu geben. Daß Küche und Keller in seinem Hause reichlich versehen waren, konnte man an den vielen vornehmen Leuten merken, die bei dem Bürgermeister vorsprachen. Außer dem Redacteur des Wochenblattes, der dem eitlen Würdenträger beständig den süßesten Honig um den Mund strich, empfing er Besuche von hochgestellten Beamten und adeligen Gutsbesitzern aus der Umgegend, welche die neuen Forst- und Bewässerungsanlagen besehen wollten, von denen man weit und breit so viel Rühmens machte.

Er war Mitglied von allen gelehrten Gesellschaften, stand in freundschaftlicher Beziehung mit Gelehrten und Künstlern und kannte kein größeres Vergnügen, als seinen hohen Bekannten ein Exemplar seiner Kindergedichte zu verehren. Das Erscheinen des sechsten und letzten Bandes von seinem Werke wurde würdig durch ein gelehrtes Abendessen gefeiert, wobei wiederum Gläserklang und Lobgesang Klipper's Dichterherz schwellen machten.

Niemals hatte sein Glücksstern so hell gefunkelt! In den Augen der Dorfbewohner schien sein Vermögen zweimal so groß, wie das des reichsten Eingesessenen der Provinz; sein Verstand und seine Gelehrsamkeit schienen verdoppelt und sein Ruf schien noch größer, als die Mitglieder des Vereins ihn dargestellt hatten.

Fragt der Leser, ob Louise Leroux auch die immer höher hinanstrebende Größe des Namens Klipper mit

Ruhe und Freude angesehen habe? Einige Jahre lang hatte das aufbrausende französische Blut gewaltig gegen den Vlamländer rumort. Doch endlich wurde sie des ewigen Fechtens müde, und trotz ihrer großen Gestalt und kräftigen Arme mußte sie dem poetischen Bürgermeister, der immer höher hinaus wollte, das Feld räumen.

Bald stand Klipper auf dem Gipfel seines Ruhmes. Auf der blinkenden Spitze der eitlen Ehre und Menschengunst steht man meistens in der größten Gefahr, aus der schimmernden Höhe herab zu stürzen. Auch das geträumte Glück des Ruhmes sieht sich in der Nähe ganz anders an, wie aus der Ferne. Tausend Dinge scheinen sich zu bemühen, den Thron zu erschüttern, auf dem man im Genusse seiner Macht schlummert.

Das erfuhr Klipper. Seit geraumer Zeit kehrte sich Alles gegen ihn. Die Pächter seiner beiden Güter, die in den beiden letzten Jahren sehr durch Hagelschlag gelitten hatten, bezahlten ihre Pacht nicht mehr. Die Flößwiesen auf der trockenen Haide, über die das Wochenblatt so enthusiastische Lobgesänge angestimmt hatte, lagen nackt und fahl und gingen mit Riesenschritten ihrem früheren Culturzustande wieder entgegen; die Waldungen, welche früher eine halbe Million repräsentiren sollten, hörten auf, zu wachsen. Jeder der jungen Bäume, früher die Bewunderung der größten Grundbesitzer, schien ein lebensmüder Greis geworden zu sein, der mit kahlem Scheitel und ge-

krümmtem Rücken durch die Menge schleicht. Auch die Schatzkiste befand sich in einem bedenklichen Zustande; die Diamanten von weiland Constant Leroux waren längst verschwunden. Klipper machte bereits zum zweiten Male eine bedeutende Anleihe gegen schwere Interessen; er kaufte dafür neue Haidegrundstücke und legte neue Pflanzungen an. Er hielt im Winter Treibjagden auf seinen Gütern und besuchte im Sommer vornehme Badeplätze.

Doch wie sehr sich Mynheer Klipper auch anstrengte, er konnte dem schwarzen Gespenst, das ihn seit einiger Zeit verfolgte, nicht entrinnen.

Auch in der Gemeindeverwaltung wollte es nicht mehr stimmen. Während der Abwesenheit des Bürgermeisters erhob sich jedesmal unter den Dorfbewohnern ein lautes Murren, weil er das allgemeine Wohl über seinen Schlemmereien ganz und gar vergäße. Die Wehrwölfe und Strauchdiebe waren schon mehr als einmal handgemein geworden, und in dem Gemeinderathe riß man sich einander die Haare aus dem Kopfe.

Woher dieser Wechsel in so kurzer Zeit? Man höre!

Seit geraumer Zeit liefen sonderbare Gerüchte herum von Rechnungen, die nicht bezahlt worden waren, und von Weinhändlern und andern Lieferanten, die nicht mehr absenden wollten, als nur gegen klingende Münze. Einige Zeit nachher verließ Selm Sokker seinen Dienst, und die zwei Holsteiner sammt der Deichselchaise wurden verkauft. Ueberall in der

ganzen Provinz in den Herbergen und an den Wänden der Gemeindehäuser hingen große Placate mit riesigen gemalten Buchstaben, durch welche man den Verkauf der Landgüter, Wiesen und Waldungen des Mynheer Klipper ankündigte.

Das war die Veranlassung, wodurch der Wehrwolf, der so lange durch das Uebergewicht des mächtigen Bürgermeisters niedergehalten war, ermuthigt wurde, endlich aus seiner Höhle hervorzuschlüpfen und die alte Fehde gegen den Strauchdieb wieder zu erneuern; — das war der Grund, weshalb der Boden und die Decke des Rathhaussaales erdröhnten, so oft die Gemeindeglieder sich versammelten.

Ueberall klagte man fast unter Thränen, daß die Gemeinde auf Krücken ginge und daß ihr Sturz unvermeidlich sei, da es an der kundigen und starken Hand fehle, sie aufrecht zu erhalten.

Sonderbare Veränderung!

Einige Jahre früher wurde aus dem verachteten Nardus ein „Mynheer“ und mächtiger Bürgermeister, weil er plötzlich sechzigtausend Gulden reich geworden war; jetzt schrie man gegen den Bürgermeister, den man anklagte, daß er den Untergang der Gemeinde bewirke, weil man überzeugte war, daß der Mann bald keinen rothen Heller mehr besitzen werde.

Früher hatte er Verstand, Gelehrsamkeit, Einfluß; jetzt war er ein eingebildeter Tölpel, den man überall verachtete. Sic transit gloria mundi! Der Refrain des alten Volksliedes ist und bleibt wahr:

't Geld is de haan die koninig kraait,
De spil waarop de wereld draait!*)

Noch in demselben Jahre wurden die veröffentlichten Besitzungen meistbietend verkauft. Nicht lange darnach sah Klipper sich genöthigt, auch sein Wohnhaus zu veräußern, um das stürmische Drängen seiner noch nicht befriedigten Gläubiger abzuschwächen.

Den Verlust seines Vermögens konnte er verschmerzen; aber das Bürgermeisteramt? . . . Niemals noch hat ein Minister sein Portefeuille so fest unter dem Arme gehalten, als sich Klipper an seine Würde anklammerte. Es stand bei ihm unerschütterlich fest, lieber den gewaltigsten Unwettern die Stirn zu bieten, als sich aus seiner bevorzugten Stellung in der Gesellschaft herausdrängen zu lassen. Das Bürgermeisteramt war seine Rettungsplanke.

Die Gemeinde forderte seine Abdankung; man ließ kein Mittel unversucht, ihn dazu zu bewegen, man sparte weder Spöttereien noch Tadelworte, noch Drohungen; aber Nichts half — Klipper war zur Resignation nicht zu bewegen.

Die Verwirrung in der Gemeindeverwaltung war auf's Höchste gestiegen, und Zwist und Uneinigkeit hatten derartig zugenommen, daß sich die Regierung genöthigt sah, einzuschreiten, um größeren Unordnungen vorzubeugen.

---

*) Geld ist der Hahn, der König! kräht,
Die Spindel, d'rauf die Welt sich dreht!

Die Bemühungen der Regierungs-Commissarien hatten denn auch den Erfolg, daß Klipper, der wohl das Nutzlose seiner Weigerung einsah, die Entlassung einreichte.

Es dauerte nicht lange, so befand sich der ehemals so gefeierte Bürgermeister in einer erbarmungswürdigen Lage.

Er klagte seine Noth den mannigfaltigen Freunden, die ihm so oft die unzweideutigsten Beweise ihrer Anhänglichkeit gegeben hatten; doch Niemand schien sich mehr zu erinnern, daß er einen Mann gekannt, der Mynheer Bernhard Klipper heiße.

Weder die hochgestellten Beamten, die so manchmal bei dem duftenden Braten die Vorzüglichkeit seiner Weine gepriesen, noch die adeligen Grundeigenthümer der Umgegend, die ihn als Ihresgleichen behandelt hatten, — schienen sich um sein Loos zu kümmern; alle seine Briefe blieben unbeantwortet.

Ebenso taub blieben die literarischen Enthusiasten, welche früher unter dem Laubdache der Linden nächst den mythologischen Statuen die Vorlesung seiner rührenden Kindergedichte bewundert hatten.

Wenn der arme Klipper an der Hausglocke zog, machte man sich schleunig aus dem Staube und ließ sich verleugnen, gerade wie es ein schlechter Bezahler bei dem stets unzeitigen Erscheinen des Gläubigers macht.

Schon seit mehreren Monaten bewohnte Klipper wieder das niedrige voreltерliche Haus, das man ihm miethweise überlassen hatte.

Die ersten Wochen hindurch stand er drei- oder viermal im Tage auf dem Platze, wo sich dereinst sein Reibstein befunden hatte, und träumte vom Wechsel der Zeiten; aber zur Wiederaufnahme seines Handwerks konnte er sich lange nicht entschließen.

Der Reibstein kam ihm vor wie eine erschreckliche Folterbank; die Pinsel schienen ihm Geißeln zu sein, welche das unerbittliche Schicksal in der Hand hielt, um ihn grausam zu martern. Aber doch beugte er endlich den Kopf, doch bot er seinen Rücken willig dar. Die Noth sprach lauter als das verletzte Ehrgefühl; das Geknurr des leeren Magens übertönte das Seufzen der erniedrigten Eitelkeit. Als er zuerst wieder mit dem Pinsel über das Holz fuhr, glaubte er in ein ganz fremdes Land versetzt zu sein, in ein Land mit völlig unbekannten Verhältnissen, mit Menschen, die ganz merkwürdige Sitten und Gebräuche hatten, und eine Sprache redeten, die er nicht verstand. Oft stand er bewegungslos vor dem Reibsteine und dachte bei sich selbst, daß er der Spielball eines wüsten Traumes gewesen sei, der jahrelang gedauert hatte, und mehr als einmal geschah es, daß er vor dem Spiegel stehen blieb und sich verwundert fragte, ob die Person, welche er erblickte, wohl wirklich Bernhard Klipper sei.

Mit der Zeit aber ergab er sich in seine neue Lebensstellung, und es würde ihm vielleicht gelungen sein, zur vollen Zufriedenheit mit seinem Loose zu gelangen, wenn ihm nicht seine Frau fortwährend einen Tropfen Galle in den Lebensbecher gemengt hätte.

S. 134.



C. Diefenbach pinx.

Ausführ. Stich u. Druck d. G. J. Manz' Kunst-Verlag.

Snieders, Bürgermeister.

Verlagseigenthum von G. J. Manz in Regensburg.



Louise, welche in den letzten Jahren die tolle Wirthschaft ihres Mannes mit dem traurigen Blicke eines unschuldigen Menschen angesehen hatte, war nach dem völligen Untergange des Bürgermeisters plötzlich ganz unlenksam geworden. Klipper behauptete, daß es in ihrem Kopfe rappele; was ja immer bei Menschen zu fürchten sei, denen ein allzu warmes und aufbrausendes Blut durch die Adern ströme.

Die gewesene Bürgermeistersfrau saß vom Morgen bis zum Abend in der Küche und drohte mit Blasrohr und Schaumlöffel, wenn er ihr zu nahe kam.

Wenn der Anstreicher sich zuweilen in die Küche setzte, um seine Pfeife zu rauchen, so wußte sie das Gespräch derartig zu drehen, daß es auf die glücklichen Zustände früherer Tage hinauslief. Dann beschwor sie ihren alten Vater, den sparsamen Constant Leroux, aus dem Grabe herauf und stellte ihn vergleichend neben den dünkelhaften Bürgermeister, der in seiner unerhörten, närrischen Dummheit dessen ganzes Vermögen vergeudet habe. Sobald sie dieses Thema begann, rauchte Klipper mit beschleunigter Geschwindigkeit und lief unter einem unaufhörlichen Achselzucken, so schnell er konnte, zur Thür hinaus.

So oft Louise Leroux ihren Fuß auf den Boden setzte, glich sie einem Menschen, der durch einen Anfall von Raserei Vernunft und Verstand verliert. Was sie dort unter den Dachziegeln so furienmäßig berührte, war nichts Anderes als einige tausend Bücher, welche man wie ein Fuder Ziegelsteine aufgestapelt hatte; es

waren die Kindergedichte in sechs Bänden, groß Octav mit prächtigen Holzschnitten, deren Herausgabe eine ansehnliche Summe gekostet, und von denen der Verfasser kein einziges Exemplar verkauft hatte. Bei dem Verkauf des Mobiliars hatten die Gläubiger einstimmig beschlossen, die unermeßliche Anzahl Bücher von der Versteigerung auszuschließen, da dieselben nach dem Urtheile der Sachverständigen nicht einmal das Aufgeld werth waren.

Oben auf dieser sonderbaren Bibliothek, die so lebhaft und traurig an den geschwundenen Ruhm des Dichters erinnerte, lag noch ein dickleibiges Manuscript ungedruckter Gedichte, welches die Hausfrau eines schönen Tages in einem Anfalle unbeschreiblicher Erbitterung nahm und in's Feuer warf. Wenn Klipper wußte, daß seine Frau auf dem Boden gewesen war, so kam er sicherlich den ganzen Tag nicht aus seiner Werkstätte zum Vorschein. Es war, als ob sich Louise droben unter den Dachziegeln bei den Gedichten Begeisterung hole, um mit ungeheuerer Sprachfertigkeit sich über Alles zu ergießen, das in so kurzer Zeit ihren eichenen Koffer leer geplündert hatte.

Selm Sokker kam oft einen Augenblick vorbei, um mit seinem alten Herrn ein Wort zu sprechen; aber er machte sich eilig davon, sobald er die Stimme der Jufvrouw vernahm, wie er sie trotz ihres ansehnlichen Alters immer noch nannte.

Trotz dieses Ehrentitels maß ihm Louise die Hauptschuld an ihrem Unglücke bei und nannte ihn einen

Speichellecker und vermaledeiten Verführer. Hatte er nicht den eitlen Klipper noch eitler gemacht, indem er diesem unaufhörlich Recht gab?

„Ein falscher Mensch war er!“ rief die Frau, den Schaumlöffel schwingend; sie war wüthend darüber, daß er die häßliche Dienstmagd geheirathet hatte, welche doch nach seiner eigenen Aussage viel zu dick und mindestens einen Fuß zu kurz war.

Selm fühlte wohl, daß er allzu schuldig sei, um auf diese schweren Anklagen Etwas erwidern zu können. Er erinnerte sich nur zu gut an Das, was er einst in der Küche über die Schönheit der Frauen gesagt hatte, während er hinter dem Pferdegeschirr versteckt seine ganze Kunst angewandt, um Jufvrouw Klipper für die bekannte Kaffeepartie umzustimmen.

Aber Selm hatte alle die Unvollkommenheiten der Dienstmagd übersehen, als sie durch eine Erbschaft, welche ihr ein reicher Onkel nachließ, plötzlich zu einem hübschen Mädchen umgeschaffen worden war. Je mehr er sich das dralle, runde Ding betrachtete, desto besser gefiel sie ihm, und desto häßlicher kamen ihm die langen Frauen vor. Sein Wahlspruch lautete bald ganz anders:

Groß und lang, das macht mich bang!
Rund und klein, so muß sie sein!

Kurz und gut, Selm war der glückliche Mann der frühern Magd und der behäbige Besitzer des geerbten Kramladens geworden.

Obschon herabgestürzt von der schwindelnden Höhe,

fand sich der gefallene „Herr“ mit der Zeit mehr und mehr in sein Schicksal. Er arbeitete muthig vom Morgen bis zum Abend und gewann sein Brod. Nach Verlauf mehrerer Jahre hatte er beinahe seine kurze Größe vergessen, die ihn, wie er oftmals bekannte, doch eigentlich niemals vollkommen glücklich gemacht hatte.

In der Zeit, als sich seine Verhältnisse immer glücklicher gestalteten, war er stets unruhig und haschte nach immer größerer Ehre und mehr Ruhm. Jetzt dachte er bei seinem niedrigen Reibsteine nur an den Erwerb des täglichen Brodes, ohne jemals mehr von der verzehrenden Leidenschaft gequält zu werden, die ihm Alles gegeben, aber auch Alles so grausam entrissen hatte. Früher, als er sich anstrengte, immer höher an der gesellschaftlichen Leiter emporzuklimmen und fortwährend in der ängstlichen Sorge lebte, ob es ihm wohl gelingen werde, Das zu erreichen, was er sehnlichst wünschte, hatte er selten eine gute Nacht und wurde gewöhnlich von beängstigenden Träumen fortwährend aufgeweckt. Jetzt arbeitete er den ganzen Tag, legte sich des Abends müde von der Arbeit zur Ruhe und schlief in einem Athem bis zum anderen Morgen.

Inhalt.

Inhalt.

Sch

Snieders, J. Renier

Wie man Bürgermeister wird Humoristische Dorfgeschichte ; mit 4 Stahlstichen

Regensburg 1874